
BERLIN, APRIL 1935 • II. JAHRGANG 4. FOLGE

PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Titelseiten: Germanisches Dorf
zur Bronzezeit (1200 v. Chr.)
Zeichnung W. Petersen

Bezug der „Schulungsbriefe" und Sammelmappen.

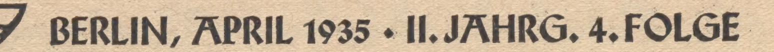
Alle Angehörigen der NSDAP, der DAF sowie der angeschlossenen Organisationen, ebenso alle Angehörigen der Reichs-, Länder- und Kommunalbehörden können den monatlich erscheinenden „Schulungsbrief" zum Preise von 10 Rpf. für das Stück auf dem Dienstwege beziehen. Bestellungen nimmt die Dienststelle entgegen und leitet sie an das zuständige Gauschulungsamt der NSDAP weiter. Sammelmappen sind auf gleichem Wege zum Preise von 1,50 RM. erhältlich. Nachbestellungen bereits erschienener Folgen auch auf dem Dienstwege.

Zentralverlag der NSDAP.
Franz Eher Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91
Fernsprecher: A 1 Jäger 0022

BERLIN, APRIL 1935 • II. JAHRG. 4. FOLGE

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT



Aus dem Inhalt:

Geschichtliche Gedenktage

1\. 4. 1815 Bismarck geboren.
1924 Adolf Hitler zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt.
2\. 4. 1798 Hoffmann v. Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, geboren.
1897 Der Komponist Johannes Brahms gestorben.
4\. 4. 1823 Der Ingenieur Karl Werner v. Siemens geboren.
6\. 4. 1528 Albrecht Dürer gestorben.
1917 Amerika erklärt Deutschland den Krieg.
1925 Der Opferwille der Parteigenossenschaft bringt die notwendigsten Mittel auf, damit der „Völkische Beobachter" wieder Tageszeitung wird.
7\. 4. 1348 Stiftung der ersten deutschen Universität in Prag durch Karl IV.
8\. 4. 1835 Der Staatsmann Wilhelm v. Humboldt gestorben.
1919 Die Juden Toller, Levien, Leviné-Nissen u. a. rufen in München die Räterepublik aus.
9\. 4. 1747 Der preußische Generalfeldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer", gestorben.
1809 Die Tiroler erheben sich gegen Napoleon.
1935 Der größte Feldherr des Weltkrieges, General Erich Ludendorff, feiert seinen 70. Geburtstag.
10\. 4. 1918 (bis 29. 4.) Schlacht am Kemmelberg in Flandern.
11\. 4. 1933 Pg. Hermann Göring wird Preußischer Ministerpräsident.
12\. 4. 1809 Andreas Hofer erstürmt Innsbruck.
13\. 4. 1917 (bis 20. 5.) Frühjahrsschlacht bei Arras.
1932 Groener verbietet im ganzen Reich die SA. und SS.
18\. 4. 1521 „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!" so verteidigte sich der Deutsche Martin Luther auf dem Reichstag in Worms vor dem römischen Kaiser deutscher Nation.
1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen.
19\. 4. 1916 Generalfeldmarschall Colmar Frhr. v. d. Goltz-Pascha gestorben.
1917 Aufhebung des Jesuitengesetzes von 1872.
20\. 4. 1889 Unser Führer Adolf Hitler geboren.
1918 Der Kampfflieger Manfred v. Richthofen gefallen.
22\. 4. 1724 Der Philosoph Immanuel Kant geboren.
24\. 4. 1891 Generalfeldmarschall Helmuth v. Moltke gestorben.
26\. 4. 1787 Der Dichter Ludwig Uhland geboren.
1896 Der Stellvertreter des Führers, Pg. Rudolf Heß, geboren.
27\. 4. 1809 Schill erhebt sich gegen die Franzosen.
28\. 4. 1896 Der Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke gestorben.
29\. 4. 1933 Gründung des Reichsluftschutzbundes.
30\. 4. 1803 Generalfeldmarschall Albrecht Graf Roon geboren.
1835 Der Tiroler Maler Franz v. Defregger geboren.
1895 Der Dichter Gustav Freytag gestorben.
1919 Wehrlose Geiseln werden in München von roten Horden ermordet.



GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

APRIL

MAX BEULICH, Mittweida, 4. 4. 1932 / OTTO SCHMELZER, St. Ingbert, 4. 4. 1933 / PAUL PASSMANN, Bochum, 5. 4. 1933 / FRIEDRICH HELLMANN, Berlin, 8. 4. 1932 / LUDWIG FRISCH, Chemnitz, 8. 4. 1932 / KARL LUDWIG, Wiesbaden, 10. 4. 1927 / BERNHARD GERWERT, Haltern i. W., 10. 4. 1928 / HEINZ BRANDS, Hamburg, 10. 4. 1932 / HARRY HAHN, Hamburg, 10. 4. 1932 SILVESTER GRATZL, St. Andrae (Kärnten), 17. 4. 1932 / WILHELM HOFMANN, Wölfersheim, 18. 4. 1933 / JOHANN BROWELEIT, Hamborn, 23. 4. 1932 / JOHANN LÜCHTENBORG, Ikenbrügge i. Oldenburg, 23. 4. 1932 / UDO CURTH, Berlin, 24. 4. 1932 / FRITZ KRÖBER, Durlach (Baden), 26. 4. 1925 / KARL FREYBURGER, Liebstadt (Ostpr.), 27. 4. 1931 / GOTTFRIED THOMAE, Essen, 28. 4. 1928 / JOHANN LOCH, Alt-Raudten, 29. 4. 1933

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE – SOLDAT DER REVOLUTION.

Zum 20. April 1935

So gelte denn wieder Urväter Sitte:
Es steigt der Führer aus Volkes Mitte.

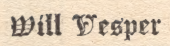
Sie kannten vor Zeiten nicht Krone noch Thron,
Es führte die Männer ihr tüchtigster Sohn,

Die Freien der Freie!

Nur eigene Tat gab ihm die Weihe,
Und Gottes Gnad'!

So schuf ihm sein Wirken Würde und Stand.
Der v o r dem Heer herzog, ward Herzog genannt.

Herzog des Reiches, wie wir es meinen,
Bist Du schon lange im Herzen der Deinen.





GERMANISCHE KULTUR DER BRONZEZEIT

Von Wilhelm Bergk



Noch während der Steinzeit, kurz bevor die großen Wanderungen der indogermanischen Nordleute beendet sind, taucht im Norden ein neuer Werkstoff auf: das Kupfer. Auf der Suche nach geeignetem Steinmaterial ist der Mensch wohl irgendmal auf die buntschillernden Kupfererze aufmerksam geworden, die ja an vielen Orten zutage treten. Vielleicht hat er sich zu Hause mit seinen Kindern an dem Glanze des seltsamen Gesteins gefreut und durch einen Zufall, wenn Erzstücke in die Glut des Feuers geraten, festgestellt, daß sie im Feuer zergehen und sich zu Kügelchen formen, die ein anderes Aussehen gewinnen und sich leicht bearbeiten lassen. Dieser Zufall führt zu einer der bedeutungsvollsten Entdeckungen der Menschheit. Der Mensch lernt es, die Stoffe, die ihm die Natur darbietet, so zu verändern, daß sie für seine Zwecke brauchbar werden. Er tritt damit aus der Stufe einer nur aneignenden Wirtschaft in die der verarbeitenden ein. Die Steinzeit wird abgelöst durch die Metallzeiten. Zuerst verwendet wird das Kupfer, das sich einfacher verhütten läßt. In einer Verbindung mit Zinn entsteht die Bronze. Erst später findet das Eisen Verwendung. Wir teilen daher die Metallzeiten ein in eine Bronzezeit, die 1800 v. Chr. beginnt und im Süden Deutschlands bis etwa 800, im Norden bis 500 v. Chr. dauert. Ihr folgt die Eisenzeit.

In Deutschland kommt Kupfer nur selten vor. Auch die schwedischen Kupferadern sind noch nicht bekannt. Reichere Erzgänge hat es vor allem in den Ostalpen gegeben, anscheinend aber haben unsere Vorfahren auch schon die Kupfervorkommnisse des mitteldeutschen Bezirkes, um Mansfeld und am Harz, ausgenutzt und in regelrecht bergmännischem Betrieb unter Tage ausgebeutet. Soweit diese Erzquellen nicht ausreichten, hat man Erz aus dem Ausland bezogen. So ist auch der Name des Wortes Kupfer nicht deutsch, sondern deutet auf die Insel Cypern mit ihren reichen Kupferlagern hin. Trotzdem aber wäre es völlig verkehrt, sich einzubilden, unsere Bronzewaren seien nicht hier im Inlande hergestellt, sondern aus der Fremde eingeführt. Schon in dieser frühen Zeit hat der Bewohner unserer Heimat die besondere Eigenschaft gezeigt, durch die er sich heute noch auszeichnet, daß er wohl Rohmaterial aus dem Auslande holt, viel-

leicht sogar Anregungen in der Gestaltung dieses Rohstoffes nachgeht, daß er aber alles, was von draußen kommt, selbständig verarbeitet und durch die Schönheit und Gediegenheit der Ausführung immer wieder das Ausland schlägt. Seine Kunst und Technik wird für das übrige Europa Vorbild. Das hervorragende technische Können, die künstlerische Gestaltungskraft erweisen schon in der Bronzezeit die Kulturhöhe unserer Vorfahren, sie sind aber auch geradezu ein teures Erbgut, das uns von ihnen überkommen ist. Wir wissen heute, daß unsere Fähigkeiten nur auf diesem Erbe beruhen.

Ursprung und Heimat der Germanen

Daß wir aber noch im wesentlichen die Nachkommen der alten Germanen sind, steht einwandfrei fest. Noch heute tragen wir alle starke Anteile der nordisch und fälischen Blutmischung, aus der die Germanen entstanden sind, in uns, die von jenen frühen Bewohnern Altgermaniens stammt.

Gräberfunde oder Berichte lassen uns die große Ahnenreihe von den Germanen des Bronzezeitalters bis zu den Deutschen unserer Tage erkennen.

Römisch-griechische Schriftsteller künden uns aus einer späteren Zeit von germanischen Menschen, die denen gleichen, die noch heute im altgermanischen Heimatgebiet[1]) zu finden sind.

Der Römer Tacitus, der um das Jahr 100 n. Chr. Land und Leute Germaniens beschreibt, hebt ausdrücklich den einheitlichen Charakter hervor, den die Germanen damals gehabt haben. Er hält sie für „eine eigenartige, reine, nur sich selbst gleiche Nation, ihre Völker durch keinerlei Eheverbindungen mit anderen Stämmen verfälscht. Daher haben sie alle auch trotz der gewaltigen Volksmenge gleiches Aussehen und Gestalt. Drohende blaue Augen, rotblonde Haare, riesige Leiber." Schon ihm gelten sie als Ureinwohner.

Damit hat er im Kern das Richtige getroffen. Seit dem Ende der Jungsteinzeit, seitdem die Großsteingräberleute sich mit den Schnurkeramikern gemischt und sich ein einheitliches Volk gebildet hat,[2]) können wir in Altgermanien bis zur Zeit des Kulturumbruchs unter Karl dem Franken (etwa 800 n. Chr.), ja teilweise bis in die jüngste Gegenwart, bevor das Zeitalter des Verkehrs Menschen aller Rassen und Völker durcheinanderwirbelt, keinerlei wesentliche volksfremde Zuzüge erkennen. Wohl überschichtet hier und da der eine germanische Stamm den anderen, trotzdem bleibt das rassische Bild im großen ganzen das gleiche. Zum selben Schluß führt uns auch die Untersuchung der kulturgeschichtlichen Überreste. Auch da wird der ruhige, ununterbrochene Ablauf der kulturellen Entwicklung niemals derart entscheidend verändert, wie das durch die Einwanderung eines anderen, fremden Volkes geschehen sein müßte.

Noch heute leben im altgermanischen Kerngebiet Menschen der nordisch-fälischen Rasse in weit höherem Maße als sonst in Deutschland, sie tragen — beinah unverändert — dieselben Züge wie ihre Ahnen vom Ende der Steinzeit. So hat man in Gräbern die hochgestalteten Schmalgesichter der Norden oder die etwas breiteren der fälischen Riesen gefunden. Ja, wo es günstige Funde erlaubt haben, die Haarfarbe festzustellen, da tragen sie dasselbe Blondhaar wie ihre Nachkommen.

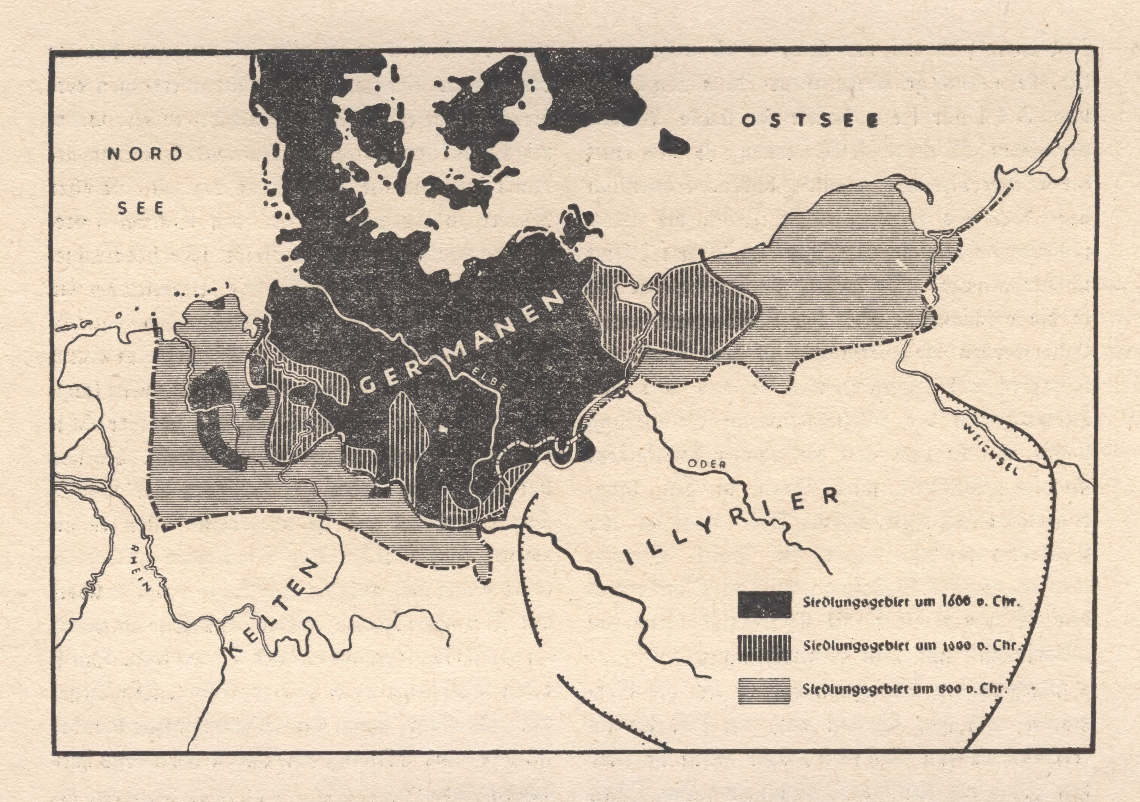
Ein einheitliches Volk bilden sie nun am Anfang der Bronzezeit, das zeigt ihre Kultur, Kunst und Bestattungsweise, das würde auch ihre Sprache zeigen, wenn sie erhalten wäre. Diese spaltet sich wohl erst gegen Ende der Bronzezeit in verschiedene Dialektformen, als die einzelnen Teile des Volkes sich weiter ausdehnen. Ihr Heimatgebiet umfaßt Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein und die angrenzenden Striche der deutschen Nord- und Ostseeküste, Mecklenburg und die Gegenden an der mittleren und unteren Elbe. Ihre Nachbarn im Süden und Westen sind die Urkelten, im Osten die Illyrier, die Träger der sogenannten Lausitzer Kultur mit ihren schönen Buckelurnen.[3])

In ihrem Heimatgebiet sitzen die Altgermanen viele Jahrhunderte beinahe unverändert. Anscheinend ist durch die Wanderung am Ende der Steinzeit die Bevölkerung recht dünn geworden,

[1]) Vgl. Karte.

[2]) Siehe „Schulungsbrief" 3/1935.

[3]) Siehe Karte.



so daß sie im eigenen Raume Platz genug hat. Günstig für das Gebiet an der Nord- und Ostsee ist das warme, trockenere Klima, das hier weitgehenden Ackerbau gestattet. Die Vermehrung der Bevölkerung wird man wohl durch stärkere Bewirtschaftung des Bodens ausgeglichen haben. Erst spät dehnen sich die Stämme über ihre Grenzen aus. In Deutschland erreichen die Westgermanen etwa um das Jahr 1000 die mitteldeutsche Gebirgsschwelle und überschreiten im Osten die untere Oder. Nach dieser Landnahme setzt eine längere Ruhepause ein. Das neue Land muß gesichert werden, die Eroberer richten sich auf dem gewonnenen Boden ein. Dann aber — etwa gegen das 8. Jahrhundert v. Chr. — holen, von Skandinavien kommend, die Ostgermanen weit aus, und die nächste Zeit ist erfüllt von Kampf und Krieg. Ein ständiges Vorwärtsstreben und -schieben beginnt, eine unruhige Hast, die mit der vorhergehenden Entwicklung kaum in Einklang zu bringen ist. Nur besondere Gründe können diesen atemlosen, gewaltsamen Ausbreitungsdrang der Germanen erklären. Spätere Stammessagen verweisen auf große Katastrophen, die über die Vorfahren hereingebrochen seien. Sie erzählen von Mißwachs und schlechten Zeiten, von Übervölkerung, die die Stämme zum Auswandern gezwungen hätten. Ja, die eine berichtet geradezu von einem grausamen König Schnee, unter dessen Herrschaft diese furchtbaren Ereignisse eingetroffen seien. Auch hier hat die Wissenschaft die Richtigkeit dieser alten Erinnerungen nur bestätigen können. Aus Untersuchungen in den schwedischen Mooren ist festgestellt, daß auf eine warme Zeit eine kühlere, niederschlagsreichere gefolgt sein muß. Baum- und Pflanzenwuchs verändern sich grundlegend. Zur Bronzezeit war in Skandinavien die Baumgrenze 500 Meter höher als heute. Dann tritt die Klimaverschlechterung ein. Kiefer, Hasel- und Wassernuß rücken um drei Breitengrade weiter nach Süden zurück. Der bisher übliche Bau des Weizens hört in Schweden sowie in Finnland auf, selbst die Hirse, die früher weit nach dem Norden hineinreicht, kann nur noch an der Südspitze Schwedens angebaut werden. Unter der Feuchtigkeit und den schneereicheren Wintern leidet das Wild und damit die Jagd. Daher die Hungersnöte, von denen die Sagen erzählen, daher aber erbitterte Kämpfe mit den Nachbarn. Schließlich bleibt nur Auswanderung übrig, und so erleben wir jetzt wieder die großen Züge wie damals in der Steinzeit. Nach allen Richtungen suchen sich die Germanen auszubreiten, aber ihre

Nachbarn sind auf der Hut, es ist nicht möglich, sie einfach zu überrennen. Auch Kelten und Illyrier haben ja starke Anteile nordischen Blutes, selbst wenn sie sich mit der Vorbevölkerung gemischt haben. Schließlich siegt doch das reinere, edlere Blut, die Hochzüchtung nordisch-germanischer Art. Aber erbittert ist der Kampf! Er dauert ununterbrochen bis in die geschichtliche Zeit der Völkerwanderung. Jetzt werden die Germanen zu dem Volk der Kämpfer und Krieger, wie sie uns aus den Heldenliedern des Mittelalters in Erinnerung stehen, wie sie zum Teil die Römer beschreiben. Trotzige Wildheit wird ihnen in den langdauernden Kriegen eigen. Aber noch in der Völkerwanderung zeigen sie soviel Spuren edelster, reinster Gesinnung, daß die Römer aus dem Staunen über die Charakterhaltung der „Barbaren" gar nicht herauskommen.

Noch in der Bronzezeit dehnen sich die Germanen nach dem Westen aus, um 800 bereits erreichen sie den Rhein, bald gehen sie über den Fluß ins heutige Belgien. Im Osten ziehen sie zur Weichsel bis tief nach Ostpreußen. Aber im Süden hält die eherne Wand, die die Kelten bilden.

Die Werkkunst der Germanen

„Die Bronzezeit ist die tausendjährige goldene Zeit des Germanentums. Golden nicht nur, weil die Germanen damals durch ihren Bernsteinhandel viel Gold besaßen, das sie ebenso wie die Bronze zu herrlichen Werken zu verarbeiten wußten, sondern auch, weil ihre Kultur in dieser Zeit den Eindruck großer Ruhe, Geschlossenheit und Selbstsicherheit macht. Diese erste Blütezeit germanischer Kultur ist für alles spätere Germanische innerlich bestimmend geblieben, und man kann es nicht verstehen, ohne eindringliche Kenntnis der Bronzezeit." (Wolfgang Schultz.) In der Bronzezeit entwickeln die Germanen die herrlichen Formen ihrer arteigenen Zierkunst, an die in den Grundlinien immer wieder alle germanisch betonte Kunst anknüpft. Sie schaffen eine bäuerliche, lebensverbundene Religion mit reichem Brauchtum, das sich zum Teil bis heute erhalten hat. Um zum Bronzeguß zu gelangen, hat es langer eingehender Versuche bedurft. Kupfer schmilzt nämlich erst bei etwa 1000 Grad. So hohe Wärmegrade hat der Mensch der Bronzezeit noch nicht zu erzeugen vermocht. Hätte er es gekonnt, so hätte er bereits damals das Eisen verwenden können, dessen Schmelzpunkt bei ungefähr 1000 Grad beginnt. Da aber Kupfer in der Natur meist mit Schwefel verbunden vorkommt und Schwefel sehr hohe Hitzegrade erzeugt, gestaltet sich die Verhüttung der Kupfererze am Ende verhältnismäßig einfach. Man mischt Erztrümmer mit Holzkohle in einem Haufen übereinander und läßt diesen Haufen langsam abbrennen. Wichtig ist es, daß scharfer Luftzug die Röstmasse immer wieder anfacht. Später hat man schon kleine Hochöfen aus Bruchsteinen errichtet und sie mit einem festen Lehmmantel umkleidet.[4]) Der Ofen wird mit Holzkohle angefüllt, auf die Holzkohle ein Tontiegel mit Metall gestellt, so daß er beim Durchbrennen der Holzkohle langsam auf den Boden sackt. Durch einen Blasebalg wird Luft zugeführt. Der Tiegel wird schließlich, wenn der Schmelzprozeß beendet ist, aus einer Öffnung am Boden des Ofens herausgezogen.

Um das Kupfer zu härten, hat der vorgeschichtliche Schmied ihm verschiedene Zusätze gegeben. Am meisten hat sich dazu Zinn geeignet. Zinn hat den Vorteil, daß es bereits bei 235 Grad schmilzt, andererseits dem Kupfer eine erstaunliche Härte verleiht. Verhältnismäßig bald hat man die „klassische" Mischung herausbekommen, einen Teil Zinn zu neun Teilen Kupfer. Gefunden kann man den Bronzeguß nur haben in einem Lande, das Kupfer und Zinn in gleicher Weise besitzt. Solche Länder sind bei uns in Europa Spanien und England. So gilt auch im allgemeinen Spanien als das Ursprungsland der Kupferbronze.

Germanien indes betreibt den Bronzeguß selbständig. Das erkennen wir vor allem an der Fülle von Gußformen, die sich im germanischen Boden erhalten haben. Sogar richtige Gießereiwerkstätten haben sich feststellen lassen, die neben Handwerkszeug viel Altmaterial und Gußüberreste zeigen. Sicher hat es damals schon einen richtigen Handwerksstand gegeben, vielleicht sogar reisende Handwerksmeister. So ist in Pommern eine Art Musterkoffer eines bronzezeitlichen Gießers gefunden worden. Ein Eichenstamm ist geteilt und

[4]) Vgl. Abbildung auf der Rückseite des Umschlags.

ausgehöhlt, Einschnitte haben wohl für das Durchziehen zusammenhaltender Riemen gedient, die Geräte, die im Koffer selbst liegen, sind wahrscheinlich Musterstücke, nach denen man beim Händler Schwertklingen, Äxte, Spangen usw. aus der Werkstatt anfordern konnte. Wir wissen auch aus der späteren Zeit, daß sogar Adelsbauern über ausgedehnte technische Kenntnisse verfügten, daß ihre Schmiedegeräte weithin berühmt waren.

Das Gußverfahren war ähnlich dem heutigen. Die Formen bestehen häufig aus Stein. Oft hat man in feuchten Sand einfach eine Form eingedrückt und sie ausgegossen. Daneben aber wird auch schon „die verlorene Form" verwendet. Bei ihr stellt der Gießer zunächst ein Wachsmodell her, das schon alle Verzierungen und Feinheiten des zu gießenden Gegenstandes besitzt. Dieses Modell wird dann mit einem Lehmmantel umschlossen. Beim Brennen des Mantels schmilzt das Wachs aus. Durch das Gießloch wird darauf die flüssige Erzmasse eingegossen, nach dem Erkalten die Form zerschlagen, sie ist mithin „verloren". Um Metallteile miteinander zu verbinden, gebraucht der Schmied schon damals noch heute gebräuchliche Mittel. Er kann nieten und falzen. Er versteht es aber auch in einem Verfahren, das uns heute nicht mehr gelingt, ohne Niete die einzelnen Teile zusammenzuschweißen.

Nicht lange dauert es, da führt der germanische Künstler auf dem Gebiete des Bronzegusses. Die germanischen Waren werden weithin exportiert. So finden wir Schwerter, wie sie nur die Germanen schaffen, in dem Grabe eines altägyptischen Königs um 1200, lange also, bevor Rom und Athen, die Mittelpunkte der Welt des Altertums, von sich reden machen. Die altgermanischen Bronzen gehören zu den schönsten, die die gesamte Bronzezeit hervorgebracht hat. „Mögen wir die bronzezeitliche Metallindustrie Süddeutschlands und der Schweiz oder Frankreichs und Englands, oder Ostdeutschlands und Ungarns oder Österreichs und selbst Italiens untersuchen, keine dieser Industrien kann an die nordisch-germanischen Erzeugnisse heranreichen, bei denen wir eine klassisch schöne Formengebung antreffen und eine Kunst der Verzierung, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt, reich ausgebildet am Schmuck der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes." (G. Kossinna.)

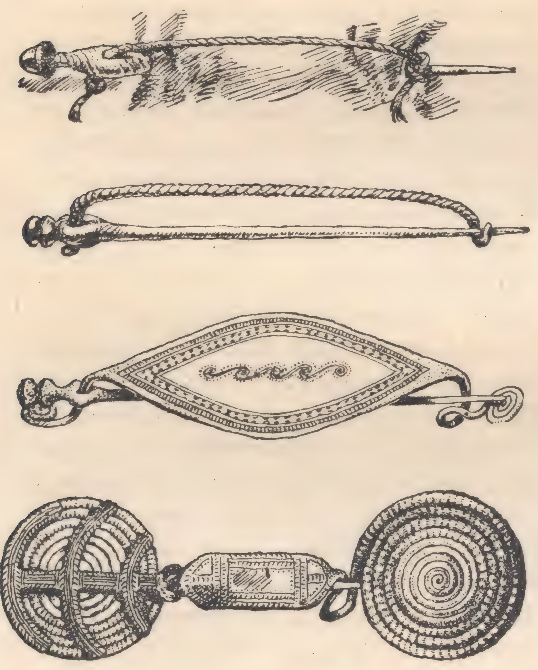
Ganz allmählich entwickeln die Germanen die steinzeitlichen Vorbilder zu der dem neuen Werkstoff angemessenen Gestalt. Anfangs wird bei dem Beil der Beilkörper in den Schaft eingesetzt und festgebunden. Da es aber durch die Gußtechnik möglich wird, Hohlformen auszugießen, entsteht allmählich das Tüllenbeil, bei dem das knieförmig gebogene Ende des Schaftes in der hohlen Tülle steckt.[5]) Auch die Entwicklung des Schwertes geht von dem Steindolch aus. Da man in Stein die Klinge nur bis zu einer bestimmten Länge hat ausdehnen können, ist man in der Steinzeit über die Dolchform nie hinausgekommen. Auch in der Bronzezeit hat man ursprünglich nur kurze Dolchklingen gegossen, bei denen der Griff erst angenietet werden mußte. Im Laufe der Zeit wird der Dolch immer mehr verlängert, bis sich aus ihm das Schwert gestaltet. Alle Schwerter dienen in der Bronzezeit nur zum Stechen. Ein Hiebschwert schafft erst die Eisenzeit. Die weitere Vervollkommnung dieser Waffe bezieht sich nun nur noch auf technische Kleinigkeiten, wie die verschiedene Ausgestaltung des Griffes oder der Knaufplatte, Länge und Breite der Klinge, deren klassisch schöne Gestaltung der Handwerker im hohen Norden fast immer erreicht. Von Verzierungen bleibt die Klinge gemäß ihrer ernsten Bestimmung meist frei. Um so mehr aber sind Schwertgriffe und Knaufplatten ausgeschmückt, mit Gold plattiert und mit eingelegten Edelsteinen oder Bernstein aufs wundervollste verziert. Zugute kommt die Gießtechnik auch der Lanzenspitze, die zur Aufnahme des Schaftes ebenfalls eine Tülle erhält.

Der Schmuck des Menschen ist wohl so alt wie der Mensch selbst. Jetzt reizt ihn das neue glänzende Metall und regt zu mannigfaltiger Formung an. Schmuckdosen und Gürtelplatten gewinnen große Bedeutung. Die Schmuckdosen sind mit einem Deckel versehen und haben zwei Schlaufen, durch die der Gürtel des Kleides gezogen ist. In ihnen hat die germanische Frau kleine Kostbarkeiten, die sie bei sich tragen wollte, aufbewahrt. Die Gürtelscheiben sind äußerst dünn gegossen und schwach gewölbt. Sie

[5]) Vgl. Bildbeilage.

werden vorn am Bund getragen. Beide Schmuckstücke sind meist über und über mit sorgfältig gerieften Spiralen in einer wundervollen Gleichförmigkeit verziert, die vielfach schwierige Arbeit mit Lineal und Zirkel auf dem „Reißbrett" des Bronzezeitkünstlers voraussetzen.[6]) Die Linien werden in zahllosen Einzelschlägen mittels eines Bronzemeißels getrieben, der von Zeit zu Zeit nachgeschärft werden muß. Dabei haftet aber der germanischen Verzierungsweise nichts Konstruiertes an, sondern in lebendigem Flusse in ewigem Kreislauf füllt das Ornament den Gegenstand aus.

Eine sehr eigenartige Entwicklung hat in der germanischen Bronzezeit die Nadel durchgemacht.



In der Steinzeit hat der Mensch, um irgendwelche Kleidungsstücke festzumachen, Knochennadeln benutzt. In der Bronzezeit spielen Gewandnadeln aus Bronze eine große Rolle. Wieder hat hier der Germane schon früh einen wichtigen technischen Fortschritt geschaffen. Dem Kopf der Nadel gibt er ein Loch, durch dieses Loch steckt er einen Wollfaden und schlingt diesen um das Ende der Nadel. Da Wollfäden sich sehr schnell abnutzen, wird bald an ihrer Stelle ein Bronzedraht verwendet. Damit entsteht die zweiteilige Fibel, die Urform unserer Sicherheitsnadel. Sehr bald wird der Bronzedraht an beiden Enden durch Aufrollung des Drahtes in kleinen Spiralscheiben zu einem Schmuckgegenstand, aber ohne daß damit seine praktische Verwendbarkeit beeinträchtigt wäre.

Genau so vollendet wie die germanische Bronzetechnik ist die Goldschmiedekunst. Wenn man später bei den römischen Schriftstellern von der Goldarmut der Germanen liest, wird man dagegen erstaunt sein, zu hören, daß sie zur Bronzezeit das goldreichste Volk Europas waren. Es gibt fast kein bronzezeitliches Frauengrab, in dem nicht mindestens ein goldener Spiralfingerring liegt. Darüber hinaus hat man im germanischen Gebiet große Goldschätze gefunden. Am bekanntesten ist der Schatz eines fahrenden Goldschmiedes und Händlers, den dieser in der Nähe von Eberswalde bei Berlin vergraben hatte. In einem Topf lag neben Altmaterial, das der Händler offenbar aufgekauft hatte, Gold in Form von gegossenen Barren oder sorgfältig aufgewickeltem Draht. Das Schönste waren aber acht fertige, mit Sonnensymbolen verzierte Schalen.[7]) Diese acht Goldschalen sind von einer herrlichen Arbeit, ihre Wandungen dünn wie Papier. Deswegen ist es auch nicht möglich, sich vorzustellen, daß sie beim Trinkgelage etwa benutzt worden wären. Sie haben wahrscheinlich kultischen Zwecken gedient. Es ist der größte Goldfund des Nordens. Er hatte ein Gewicht von 2,56 Kilogramm. Auf Fünen, einer der dänischen Inseln, hat man beim Torfstechen neun Goldgefäße mit großen, in Pferdeköpfen endenden Henkeln gefunden. Bei Boeslunde auf Seeland sind zwei ähnliche Schöpfgefäße, zwei Kessel und zwei Fußpokale ausgepflügt worden.[8]) In Jütland hat man hundert zwölf Zentimeter lange ineinandergeschachtelte goldene Schiffchen ausgegraben. Sie sind wohl den Göttern als Weihegaben niedergelegt. Tragen wir alle Goldfunde der Bronzezeit auf einer Karte ein, so zeigt sich, wie sie sich im germanischen Gebiet häufen, wir sehen aber auch, daß germanische Goldgeräte weit über das damalige germanische Gebiet hinaus ausgeführt werden. Das ist um so seltsamer, als das Gold auf germanischem Boden nicht gefunden sein kann. Es ist aus Irland und besonders aber aus

[6]) Siehe Bildbeilage.

[7]) Siehe Abbildungen.

[8]) Siehe Bildbeilage.

Siebenbürgen eingeführt. Erst später hat man es aus dem Rhein ausgewaschen. Um Gold zu erhalten, haben aber die Germanen irgendwelche andere Ware neben ihren Bronzegeräten eintauschen müssen: Das waren wohl schon früh kostbare Felle, daneben aber auch Bernstein. Dieser spielt in allen Handelsbeziehungen des Nordens schon seit der Steinzeit eine große Rolle. Er ist in den Überresten Trojas ebenso festgestellt wie in Ägypten. Das beweist, daß Bernstein außerordentlich beliebt gewesen sein muß. Man bezeichnet ihn in seinem hellen klaren Zustande geradezu als das Gold des Nordens. In der ersten Zeit stammt der Bernstein von der Nordsee, noch nicht von der Ostsee, die erst später und besonders heute das Hauptausfuhrland geworden ist. Natürlich ist er damals noch nicht wie jetzt im bergmännischen Betriebe gewonnen, sondern an der Küste aufgelesen worden. An Hand des Bernsteins ist es möglich, die Handelswege der Bronzezeit vom Norden nach dem Süden aufzuzeigen.

Zu den ältesten Straßen über die Alpen gehört schon damals die Verbindung über den Brennerpaß. Dort laufen von den Flußniederungen des Nordens her, über die Donau, die Handelswege zusammen. Vielfach decken sie sich dabei mit den Linien, die heute noch die internationalen Expreßzüge benutzen. Im Westen bildet die Hauptverkehrsstraße das Rheintal, das durch den Sundgau auf Saône und Rhône stößt. Aber dieser Weg entwickelt sich erst am Ausgang der Bronzezeit, wir können vielleicht sagen, in dem Augenblick, in dem die Germanen den Rhein erreicht haben. Ungefähr zu dieser Zeit wird im Süden Frankreichs als großes Handelszentrum die Stadt Marseille gegründet. Die Bernsteinmengen, die auf diesen Wegen vom Norden nach dem Süden gelangt sind, müssen ganz beträchtlich gewesen sein. Sind doch in einem Fund in Schlesien, den dort wohl ein Händler vergraben hatte, nicht weniger als vier Zentner Bernstein festgestellt. So ist es erklärlich, daß am Ende der Bronzezeit auch im germanischen Heimatgebiet der Bernsteinreichtum stark nachläßt. Am Ende der Bronzezeit haben die Germanen ihren Toten kaum noch Bernstein in die Gräber mitgeben können.

Haus und Hof

Auch in der Bronzezeit bleibt der Germane Bauer. Er baut die Getreidearten, die wir schon aus der Steinzeit kennen,[9]) vor allem Weizen und Gerste. Hafer und Roggen verbreiten sich erst seit der Klimaverschlechterung gegen 800 v. Chr. Diese beiden Getreidearten haben später die Römer vom Norden kennengelernt. Unter den Felsbildern, die die Germanen zu Tausenden, besonders an den Küsten Schwedens und Norwegens, in die von den eiszeitlichen Gletschern glattgescheuerten Granitfelsen einmeißelten, sehen wir den Bauern mit seinem ochsenbespannten Pflug. Wir können die verschiedenen Konstruktionen des Pfluges beobachten, die schon damals verwendet sind. Noch immer sind es Hakenpflüge, wie in der Steinzeit, die aber nun schon nicht mehr den Boden nur oberflächlich ritzen, sondern ihn wenden. Neben dem zweirädrigen Karren, den das Pferd zieht, erscheinen vierrädrige Lastwagen, auch sie bespannt mit Rindern und wohl zur Erntearbeit verwendet.

[9]) Siehe „Schulungsbrief" 3/1935.



Selbst Schweineherden zeigen uns diese Bilder, die der Bauer zur Weide in den Wald treibt.

Die Dörfer sind umgeben von Obstgärten; in ihnen wachsen zwei verschiedene Apfelsorten, aber auch Hülsenfrüchte, Möhren, Rüben, Mohn und Lauch. Eine große Bedeutung spielt die Viehzucht. Milch, Käse, Brot, Gersten- und Haferbrei sind Hauptnahrungsmittel der damaligen Germanen gewesen. Als Getränk brauen sie eine Art Bier, wie es heute noch ähnlich in Norwegen ausgeschenkt wird. In einem Birkenrindeneimer aus einem Grabe der älteren Bronzezeit hat sich der Bodensatz eines metartigen Getränkes aus Beeren, Weizen und Bienenhonig feststellen lassen. Wenn auch die Germanen alkoholische Getränke hergestellt haben, so ist das Märchen doch grundfalsch von den Germanen, die auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken. Niemals sind die Germanen ein Volk von Säufern gewesen, schon im Altertum gelten sie nicht als solche. Bier und Met werden nur getrunken bei den heiligen Festen und bei besonderen, verhältnismäßig seltenen Gelegenheiten. Ein Volk von Säufern hätte niemals die überragenden, teilweise von uns nicht wieder erreichten Kulturleistungen schaffen können. Ein Volk von Säufern besitzt aber auch nicht die kriegerische Kraft und militärische Tüchtigkeit, die alle Nachbarn immer wieder zu ihrem Schrecken erfahren haben.

Germanische Wohnhäuser der Bronzezeit sind bisher nur wenig bekannt. Immerhin wissen wir aus den bisherigen Funden, daß das älteste germanische Haus eine Fortentwicklung des indogermanischen Steinzeithauses darstellt.[10]) Es ist ein großer rechteckiger, hölzerner Giebelbau mit ein, zwei, manchmal auch drei Räumen, meist auch mit einer offenen Vorhalle. Zugleich bildet dieses germanische Haus die Vorstufe des niedersächsischen Hauses. Eine umfangreiche Siedlung ist kurz vor dem Kriege in Buch bei Berlin an der Grenze des illyrischen Gebietes fast vollständig ausgegraben worden. Mehr als hundert Hausgrundrisse haben sich dabei feststellen lassen. Da aber das Dorf anscheinend mehrfach abgebrannt ist und auf dem alten Grund sich neue Häuser erhoben haben, ist es schwer gewesen, Einzelheiten festzustellen. Nur an einer Stelle tritt eine große Halle mit acht Nebengebäuden deutlich hervor. Erst vor kurzem ist in der Prignitz im Innern des germanischen Gebietes ein bronzezeitliches Dorf mit mehreren Hausgrundrissen freigelegt worden. Es hat in der Mitte einen freien Platz. Die in den einzelnen Häusern gemachten Funde verraten manches über die Tätigkeit ihrer Bewohner. So lagen beispielsweise in einem Haus Spinn- und Webgeräte. Vielleicht war dies eine Spinnstube.

Das Innere eines germanischen Hauses zur Bronzezeit ist recht wohnlich gewesen. Aus Gräbern sind uns feingeschnitzte und reichverzierte hölzerne Klappstühle mit Ledersitz erhalten, hölzerne Tassen mit Brandmalerei[11]) und Mustern aus silberglänzenden Zinnägeln, auch Schachteln, Hornlöffel und dergleichen.

Ähnlich wie im Innern des keltischen Hauses wird es auch im germanischen ausgesehen haben. An einem Galgen der große Bronzekessel über dem Herdfeuer, in den Ecken stehen behäbige breite Betten, die Wand entlang läuft eine Banktruhe, vor ihr erhebt sich der schwere Tisch. Somit zeigt die Inneneinrichtung in keiner Weise das Aussehen einer unwohnlichen Hütte, wir finden in ihr nichts von dem einfachen Lagerplatz, wie wir es uns früher wohl manchmal vorgestellt haben, keinerlei Anklänge an die Wohnungsweise unzivilisierter „Barbaren“ sind vorhanden.

Auch das Leben und Treiben im Dorf hat sich wohl kaum von dem unterschieden, wie wir es aus bäuerlichen Verhältnissen noch kurz vor dem Einbruch der modernen Zivilisation kennen. Auf der Dorfstraße tummeln sich die Kinder, der Bauer fährt mit seinem Ackergerät aufs Feld, zur Erntezeit bringen die vollbeladenen Wagen die Frucht des Feldes in die neben den Häusern stehenden Scheunen. Alles, was der Bauer braucht, hat er im wesentlichen im eigenen Betriebe hergestellt. Es ist möglich, daß jedes größere Dorf seine eigene Gießwerkstatt für den Bronzeguß besessen hat, die von den einzelnen Besitzern im Ort gemeinsam benutzt wird. Wir müssen ja immer daran denken, daß selbst der bäuerliche Betrieb den Menschen bei weitem nicht derart beansprucht, wie das jetzt der Fall ist. Man nimmt nicht mehr Acker unter den Pflug, als man für den eigenen Bedarf braucht. Infolgedessen gibt es

[10]) Siehe „Schulungsbrief“ 3/1935.

[11]) Siehe Abbildung.

neben den Zeiten, die die Landarbeit beansprucht, lange, ausgedehnte Ruhepausen, die der Germane für Sport und Spiel, für die Jagd und die Vorbereitung zum Kampf ausnutzt.

Sport und Kampf

Aus der geschichtlichen Zeit wissen wir, daß die Germanen in allen Leibesübungen Außerordentliches geleistet haben. Schon die Römer haben unsere Vorfahren als die schnellsten Läufer der Welt gepriesen. Es erscheint sicher, daß sie diese Fertigkeit bereits in der Bronzezeit besessen haben. Aus grauer Vorzeit berichtet uns die Edda davon. Selbst die Götter üben sich nach dem Glauben der Germanen im Lauf. Große Leistungen im Sprung werden uns ebenfalls aus der späteren Zeit berichtet. Im schneereichen Norden kennt man das Laufen auf Schlittschuhen und Schneeschuhen. Noch heute benutzen die Isländer als Schlittschuhe Knochen, die sie unter die Schuhe binden. Überall, wo Wasser in der Nähe war, werden unsere Vorfahren auch die Schwimmkunst gepflegt haben. In Norwegen und Schweden wenigstens ist jeder mit ihr vertraut. Tacitus und Cäsar erzählen uns, daß die Germanen fast täglich gebadet hätten, teilweise sogar im Winter in den halbvereisten Flüssen. Im Kampf schwimmen manchmal ganze Stämme in voller Rüstung über die Ströme. Immer aber hat der Germane Schwimmen und Tauchen unter dem Gesichtspunkt des Kampfes betrieben. Gibt es doch nichts, was Mut und Ausdauer in gleicher Weise fordert wie diese beiden Übungen. Der Kampf im Wasser geht leicht auf Leben und Tod, aus dem Spiel wird bisweilen blutiger Ernst. Schwimmen aber lernen nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen. Außerordentlich beliebt ist der Ringkampf, der geradezu als Vorstufe für den Krieg gewertet wird, endet er doch bisweilen mit dem Tod oder schwerer Verletzung des einen Partners. Uralt ist der Schwerttanz, der bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wird. Bei ihm müssen die Teilnehmer einzeln oder in Paaren sich durch die aufgestellten Schwerter in kunstvollen Verschlingungen durchbewegen. Jeder Fehltritt führt dabei zu schweren Verwundungen. Diese Übungen dienen in erster Linie der Vorbereitung zum Kampf, sie verfolgen aber daneben auch den besonderen Zweck, die Rasse stark und hoch zu halten. Wir haben ja erst heute wieder gelernt, daß es kein besseres Mittel gibt, den Menschen auf „Herz und Nieren", daß heißt in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit, zu prüfen, als solche sportliche Betätigung. Daneben aber verlangt sie stärkste Ausbildung aller charakterlichen Eigenschaften, wie Mut, Tapferkeit, Ausdauer. Hat doch der Germane nur in der vollen Vereinigung körperlicher, geistiger und charakterlicher Eigenschaften sein Ideal gesehen.

Auch die Pferde werden sportlichen Prüfungen unterworfen. Sehr beliebt ist nach den bronzezeitlichen Felsbildern das Wagenrennen. Manchmal sind ganze Reihen pferdebespannter, leichter, zweirädriger Rennwagen abgebildet. Alles spricht dafür, daß der Rennwagen wie auch die Sitte des Wagenrennens sich von den Germanen aus über Europa ausgebreitet hat.[12]) Rennbahnen sind in Deutschland mehrfach erhalten geblieben, vielfach liegen sie in der Nähe von heiligen Stätten.

Den Kampf führt der Germane, wie noch seine Vorfahren, die Indogermanen, gern als Zweikampf. Führerzweikämpfe entscheiden häufig das Schicksal ganzer Heere und damit der Völker. So findet auch der Kampf zwischen Hildebrand und seinem Sohn Hadubrand mitten zwischen ihren Heeren statt. Zweikämpfe zu Fuß, mit der Lanze oder Axt, in späterer Zeit zu Pferd mit Schild und Schwert sind infolgedessen auch häufig auf den germanischen Felsbildern dargestellt.[13]) Die Stärke germanischer Kriegsführung liegt im Angriff. Verteidigungswaffen werden nur selten geführt. Der Helm findet sich erst ganz spät, die kleinen Schilder aus Holz, niemals aus Metall, dienen mehr zum Auffangen der Geschosse als zur Deckung des ganzen Körpers. Nur im Angriff entwickelt sich die volle germanische Kampfesfreude. Noch im Weltkrieg war ja der Angriff deutscher Truppen fast immer unwiderstehlich. Der deutsche Krieger hat immer als der beste der Welt gegolten. Die liebste Waffe des Germanen ist das Schwert. Aus der germanischen Vorzeit ist uns überliefert, daß besonders gute Schwerter eigene Namen getragen haben, wie etwa Siegfrieds Schwert „Balmung". So folgt

[12]) Siehe Bildbeilage.
[13]) Siehe Abbildung.

auch das Schwert seinem Besitzer in das Grab nach. In jedem Männergrab der Bronzezeit findet es sich.

Schiffahrt

Schon früh wird der Germane mit dem Seewesen vertraut. Das älteste B o o t , das er geschaffen hat, ist der Einbaum, ein großer ausgehöhlter Eichenstamm. Die Fortbewegung geschieht mit einer Art von Paddel. Die Schiffe, die auf den Felsbildern gezeichnet sind, haben aber schon eine wesentlich vollkommenere Bauart.[14]) Wir können auf ihnen den Kiel erkennen, von ihm ragen die Spanten auf. Sie werden wohl ursprünglich mit Fellen oder Baumrinden bespannt. Doch finden sich schon zur Bronzezeit riesige Plankenboote. Die Felsbilder zeigen, daß die Bordwände oft reich mit Mustern bemalt waren. Nur bei kleinen Schiffen gehen Kiel und Steven ineinander über, wie dies bei den späteren Wikingerbooten üblich ist, bei großen Kriegsschiffen endet der Kiel in einem Rammsporn. Aber der Steven läuft schon in Spiralen oder Tierköpfen aus. Auf den Felsbildern sind ganze Geschwader in einer Reihe dargestellt, ihnen fahren größere Führerschiffe voraus. Die Besatzung muß recht zahlreich gewesen sein. Wissen wir doch aus der geschichtlichen Zeit, daß die großen Langschiffe der Wikinger bis zu hundert Mann an Bord hatten. Schon zur Bronzezeit werden die Germanen führend in der europäischen Schiffahrt, und diese Stellung haben sie durch alle Jahrhunderte behalten. 500 Jahre vor Kolumbus haben Norweger bereits Amerika entdeckt. Wahrscheinlich aber haben schon viel früher germanische Seefahrer die Neue Welt betreten.

Die älteste Tracht

Da die Germanen, wie es noch heute auf dem Lande vielfach üblich ist, in ihrem Festkleid beerdigt werden, ist es durch besonders glückliche Umstände möglich gewesen, auch etwas über die älteste germanische Tracht auszusagen. In den B a u m s ä r g e n J ü t l a n d s u n d S c h l e s w i g - H o l s t e i n s hat die Gerbsäure der ausgehöhlten Eichenstämme, in denen die Toten lagen, unter dem luftdichten Abschluß der Grabhügel nicht nur



[14]) Vgl. „Schulungsbrief" 3/1935.

die Leichen selbst, in einzelnen Fällen sogar mit Haut und Haar, sondern auch das Tierfell, auf dem sie ruhen, und ihre ganze kleidsame Tracht, soweit sie aus Wolle bestanden hat, bewahrt.[15]) Der Mann trägt auf dem Kopfe eine Mütze aus doppelter Wollzeuglage. Der Oberkörper ist in einen Rock eingehüllt, der von den Achselhöhlen bis an die Knie reicht und mit Lederriemen über den Schultern befestigt wird. Hosen hat man darunter nicht getragen. An einem Leder- oder gewebtem Quastengürtel hängen Schwert und Dolch in reichverzierter Holz- oder Lederscheide. Ist der hemdartige Rock aus feinerer Wolle in heller Farbe gearbeitet, so besteht der weite, umhangartige Mantel meist aus dunkler, grober, mit Hirschhaaren durchsetzter Wolle. An den Füßen hat der Mann weiche Wollbinden, darüber Schuhe, die ganz wie im Mittelalter aus einem Stück Leder geschnitten werden.

Die K l e i d u n g d e r F r a u[16]) hat sich nicht wesentlich von der heutigen unterschieden. Sie setzt sich zusammen aus einem Jäckchen und einem faltenreichen Rock, der bis zu den Knöcheln geht. Dieser ist von einem kunstvoll gewebten Gürtel gehalten, der in schönen, farbigen Quasten endet. In der Mitte des Gürtels sitzt die große, runde, reichziselierte Zierscheibe.[17]) Die Unterarme sind frei, Perlenbänder oder Armreifen aus Bronze werden gern getragen. Den Hals schmückt häufig eine prächtige bronzene Kragenplatte. Bezeichnend germanisch ist auch, daß nicht nur der Mann Waffen trägt, sondern daß auch die Frau regelmäßig einen kleinen Dolch bei sich führt, oft mit Horngriff und schön verzierter Knaufplatte. Dieser dient nicht zur Verteidigung, sondern als Abzeichen der freien Würde. Das Haar der Frau wird mit einem Hornkamm aufgesteckt und liegt in einem geflochtenen Häubchen, bisweilen findet man schon eine Art von Diadem aus dünnen gedrehten Bronzereifen. Allerdings gibt es in der Kleidung der Frau auch Unterschiede. So trägt ein junges Mädchen, dessen Grab 1927 im ehemals deutschen Kreise Hadersleben aufgedeckt wurde, einen Bubikopf. Der Rock dieses Mädchens ist sehr leicht

[15]) Siehe Abbildung, „Schulungsbrief" 2/1935.

[16]) Siehe Bildbeilage.

[17]) Vgl. „Schulungsbrief" 2/1935.





und reicht nur bis zu den Knien. Da im Grabe Sommerblumen gefunden worden sind, wäre es möglich, daß die Tracht im Sommer anders war als im Winter. Vielleicht war sie aber auch schon durch eine Art wechselnder Mode bestimmt. Neben der Wolltracht haben die bronzezeitlichen Germanen wohl auch schon Leinewandwäsche benutzt, doch hat sich die pflanzliche Stoffaser in den Baumsärgen nicht erhalten, wohl aber finden sich an den Weberschiffchen manchmal auch Flachsfäden.

In all ihrer Schlichtheit und Zweckmäßigkeit zeigt die germanische Tracht der Bronzezeit einen hervorragenden Schönheitssinn und eine sorgfältige Pflege des Äußeren. Diese hohe Kultur kommt auch in der germanischen Körperpflege zum Ausdruck. Das Haar des Mannes fällt lang bis auf die Schultern herab, der Bart ist abrasiert. In jedem Männergrab liegen Rasiermesser und Haarpinzette, in Männer- wie Frauengräbern kommen Kämme und Toilettebestecks vor, die aus Nagelreiniger, Ohrlöffel und Nagelfeile bestehen. Wo die Nägel noch erhalten sind, machen sie einen sorgfältig gepflegten Eindruck. Auch die Seife, die eine germanische Erfindung ist, stammt vielleicht schon aus der Bronzezeit. Viel später erst lernen die Völker des Südens ihre nützliche Anwendung.

Totenehre

Schon in der jüngeren Steinzeit zeichnet sich der Norde gegenüber seinen Nachbarvölkern durch Fürsorge und Verehrung des Toten aus. Gegen Ende dieser Periode beginnt allmählich bei den Schnurkeramikern bereits die Totenverbrennung. Sie dringt allerdings erst in der zweiten Hälfte der Bronzezeit durch und erfordert neue Bestattungsgebräuche. Sie hält sich bis zum Eintritt in die geschichtliche Zeit, d. h. bis zum Anfang der sogenannten Völkerwanderung. Da führen volksfremde Einflüsse wieder zur Körperbestattung.

Solange man den Toten noch nicht verbrennt, bestattet man ihn meist im Hügelgrab.[18]) Er ruht da auf dem flachen Boden, bisweilen in einer Steinkammer oder aber in einem Baumsarg, der oft wieder in einer Steinpackung liegt. Vielleicht haben die Germanen die konservierende Wirkung des Lehmbodens auf den Eichensarg bereits gekannt und für ihre Toten ausgenutzt. Für Mann und Frau gelten immer die gleichen Totenehren, ein neuer Beweis für die hohe Achtung, die die Frau genossen hat. Oft sind beide gemeinsam bestattet. Manchmal scheint dabei die Sitte durchzuschimmern, daß die Frau dem Mann im Tode nachfolgt. Wir erfahren aber nichts darüber, daß sie bei den Germanen, wie später bei den Indern, zum Tode gezwungen wird. Der Tote wird beerdigt, wie er im Schlaf gelegen hat: im Arm hält er das Schwert, bedeckt ist er mit seinem Mantel und darüber einer großen Rinderhaut. Die Totenverbrennung ist wohl mit bestimmten Seelenvorstellungen verbunden gewesen. Wahrscheinlich hat man geglaubt, daß die reinigende und befreiende Kraft des Feuers die Seele leichter und schneller von der Verbindung mit dem Körper löst. Ähnliche Gedanken äußert in der Wikingerzeit ein Skandinavier, der vor einem brennenden Scheiterhaufen sich mit dem Angehörigen eines Volkes unterhält, das die Toten beerdigt. „Ihr seid doch," sagt er da zu ihm, „ein dummes Volk. Ihr nehmt den Mann, der euch von allen der liebste und verehrteste ist und werft ihn in die Erde, wo ihn kriechende Tiere und Würmer fressen. Wir hingegen verbrennen ihn in einer kurzen Stunde, so daß er unmittelbar und ohne langes Warten in das Jen-

[18]) Siehe Abbildung (auch „Schulungsbrief" 2/1935).

Reichsparteitagfilm 1934 „Triumph des Willens"

Diese Hand führt das Reich!



Im Hintergrund germanische Felszeichnungen aus Schweden

Die Waffen des germanischen Mannes in der Bronzezeit waren Schwert, Axt und Speer. Den Dolch trug die Frau

Kein modernes Kunstgewerbe, sondern germanische Holzschalen und Ledergürtel aus der Bronzezeit



Hängeschale
und Gürtelzierscheibe
der bronzezeitlichen Germanen

Der Sonnenwagen von Trundholm. Ein germanisches Kultgerät um 1600 v. Chr.



Meisterwerke germanischer Goldschmiedekunst der Bronzezeit

Oben: Fund aus Eberswalde (Mark) Unten: Fund aus Boeslunde (Dänemark)

seits eingeht." Die Asche wird vielfach in Urnen beigesetzt, aber auch da noch gibt man dem Toten Waffen und Schmuck, Speise und Trank mit. Seit der zweiten Hälfte der Bronzezeit finden wir überall im germanischen Gebiet große Urnenfelderfriedhöfe, in denen die Toten ohne Ansehen der Person nebeneinanderliegen. So äußert sich der Gedanke der Gleichheit aller Freien untereinander auch im Tode. Nur besonders große Führer finden in hervorragenden Grabanlagen ihre letzte Ruhe.

Zu der gewaltigsten, die auf deutschem Boden erhalten ist, gehört das Königsgrab von Seddin in der Prignitz. Bis in die Gegenwart hat sich die Erinnerung im Volke erhalten, daß in diesem Grabe der große „König Hinz" beigesetzt ist. Dort liege er in einem dreifachen Sarge, dessen innerste Wandung aus Gold bestehe. Auch seien seine Kleinodien und sein goldenes Schwert ihm beigegeben. Tatsächlich hat die Ausgrabung die Volkssage bestätigt. Der äußere Sarg ist eine aus großen Steinen gebaute Totenkammer, die innen weiß verputzt und mit weinroten Mustern bemalt war. Darinnen hat ein großes tönernes Gefäß gestanden, in ihm als innerster Sarg die Aschenurne des Königs, die zwar wie das gleichfalls gefundene Schwert nicht Gold, wohl aber doch goldglänzende Bronze war. Der Eindruck, den das Königsgrab auf den Besucher macht, ist noch heute überwältigend. Der künstlich aufgetürmte Hügel hat eine Höhe von 8 Meter, die ganze Anlage einen Umfang von etwa 300 Schritt. Nicht weniger als 30 000 Kubikmeter Erde und Steine sind zusammengetragen, um den Hügel aufzuschichten, eine Arbeitsleistung, zu der 150 Arbeiter ein ganzes Jahr gebraucht haben. Man weiß nicht, ob man die unermüdliche Arbeitsfreude der treuen Anhänger dieses Bauernkönigs mehr bewundern soll, die so gewaltige Erdmengen herbeigeschafft haben, oder aber die Kunstfertigkeit der Erbauer, die mit ihren einfachen Mitteln dieses größte Denkmal des deutschen Nordens gebaut haben.

Bei Kivik in Südschweden hat man schon im 18. Jahrhundert das Grab eines Vornehmen aus der älteren Bronzezeit aufgedeckt, dessen steinerne Wandplatten Darstellungen der Feier enthalten, die bei dem Begräbnis stattgefunden haben. Da sehen wir Priester in langen Gewändern rechts und links neben einem Altar stehen; wir sehen Bläser mit den eigenartigen Trompeten der Bronzezeit, den Luren, Wagenrennen und Sportkämpfe, daneben aber sind auch allerlei heilige Zeichen dargestellt: die Sonne, der Mond, heilige Äxte, Pferde und Schiffe. Man hat sich gedacht, daß der Tote zu Schiff ins Jenseits fahren werde. Dieser Glaube hat sich sehr lange gehalten. Bestattungen im Schiff haben noch im 9. Jahrhundert n. Chr. in Norwegen stattgefunden. Es ist der Glaube eines seefahrenden Volkes, der sich in dieser Form der Bestattung äußert. Noch in der spätgermanischen Sage fährt Baldur auf einem brennenden Schiffe ins Jenseits.

Kunst und Musik

Die bronzezeitlichen Germanen haben auch schon einen ausgeprägten Gottesdienst besessen. Davon zeugen die Luren und die goldenen Gefäße, deren Henkel in Pferdeköpfe auslaufen, die großen heiligen Äxte und Speere und die wundervoll durchbrochenen Hängekronen mit Sonnendarstellung. Bei Festen werden Götterwagen im Zuge mitgeführt. Eine kleine Nachbildung eines solchen Wagens aus der älteren Bronzezeit hat sich bei Trundholm in Dänemark gefunden. Auf sechs Rädern steht eine prächtig ziselierte, goldplattierte Scheibe und das Pferd,[19]) übrigens der älteste Bronzehohlguß, den wir kennen.

Vielleicht steht mit der reicheren Ausgestaltung des Gottesdienstes auch der Aufschwung musikalischer Instrumente in Verbindung, den die Bronzezeit zeigt. Die Luren sind riesige Blashörner von 1½ bis 2 Meter Länge.[20]) Sie sind nicht aus Blech gehämmert wie die heutigen Trompeten, sondern die einzelnen Rohrteile werden aus Bronze mit dünnster Wandung gegossen und in einer heute unerreichten Technik zusammengeschweißt. Von ihnen sind bisher 53 Stück gefunden, und zwar meist in Paaren, so daß zwei immer zusammengehören. Sie sind teilweise so tadellos erhalten, daß bis vor kurzem in Kopenhagen alljährlich mit ihnen das Neujahr eingeblasen wurde. Je zwei Instrumente passen im allgemeinen musikalisch genau zusammen. Ihre Klangfarbe bewegt sich zwischen

[19]) Siehe Bildbeilage.
[20]) Vgl. „Schulungsbrief" 3/1935.



Waldhorn und Tenorposaune. Zweiundzwanzig Töne, über drei Oktaven verteilt, lassen sich diesen ehrwürdigen Instrumenten entlocken. Ihr Gebrauch ergibt schon für die Bronzezeit eine Art mehrstimmiger harmonischer Musik: „Selbst die heutige Zeit und unser in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohllaut des Tons zu verbinden imstande ist. Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklanges als Naturtöne diesem Geräte vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der älteren Bronzezeit jene Vielstimmigkeit besaßen, die im schroffsten Gegensatz steht zur monotonen Einstimmigkeit der alten südeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne europäische Musik beherrscht wird." (G. Kossinna.)

Geist und Seele

Weit schwerer als die äußere Kultur unserer Ahnen gelingt es, ihre innere Seelenhaltung zu erkennen. Kein Bericht leuchtet in diese frühe Zeit hinein, von ihr kündet kein Gesang, kein frommes Lied. Wohl ist es sicher, daß auch den Lippen unserer Vorfahren, wenn sie vor der Gottheit standen, Worte ehrfurchtsvoller Ergebung entströmten, Worte, die das Unaussprechbare gestalteten und sich zum Lied formten. Aber nichts ist uns davon erhalten. Selbst wenn die Germanen bereits in der Bronzezeit Schriftzeichen gekannt haben sollten, so sind sie doch lange ohne Sinn für den Wert schriftlicher Festlegung geblieben. Sogar die Runensteine aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. berichten trotz ihrer überreichlichen Anzahl in dieser Richtung fast nur Belanglosigkeiten.

Um so mehr Bedeutung scheinen auch da wieder die südschwedischen Felszeichnungen zu gewinnen. Sind sie doch geradezu übersät von religiösen Symbolen, wie Sonnenrädern, Hakenkreuzen und dergleichen. Aber auch schon die Gottheit scheinen sie anzudeuten: Figuren mit dem Sonnenrad oder der Sonnenspirale, in der Hand die Doppelaxt, die im östlichen Mittelmeer als Zeichen des Blitzgottes verehrt wird. Anscheinend stellen die Felsritzungen in ihrer unbeholfenen Form sinnbildlich eine Art religiösen Schauspiels dar, in das auch die Gottheit handelnd eingreift, wie wir ähnliches aus Griechenland kennen. Vielleicht aber suchen sie auch kultische Umzüge, bei denen das Sonnenrad feierlich vorangetragen wird, oder zauberhafte Handlungen wiederzugeben, die die Fruchtbarkeit des Ackers erhöhen oder den Erfolg irgendwelcher Unternehmungen, Seefahrten, Kriegszüge usw. gewährleisten sollen. Mehrfach ist eine Götterdreiheit zu erkennen: Der Sonnengott mit dem Radkreuz, zuweilen

auch den Blitzhammer, auf dem Kopfe Bockshörner, neben ihm sein einarmiger Begleiter, alle beide manchmal überragt von dem Gott mit den großen flammenden Händen, dem Speer oder dem Pferd. Dieser erinnert mit seinen Wahrzeichen an den späteren Odin (Wodan), mit dem Pferd Sleipnir, dem Gott der Morgenröte, des Morgenwindes, dem wilden Jäger der Sage. Blitzgott ist Donar, dessen Wagen zwei Böcke ziehen, der Einarmige wohl der Mondgott (Tyr, Tiu, Ziu), dem der Fenriswolf den rechten Arm abgebissen hat — die altgermanische Erklärung für die Mondfinsternis. Daneben kommen Gottheiten auch allein vor, so weiht der Blitzgott zwei Eheleute. Häufig sehen wir das Zwillingspaar der Alken, die dem Germanen den Jahreswechsel verkörpern.

Wohl klingen noch in dem Brauchtum der Gegenwart verwandte Züge an, trotzdem widerstrebt es uns, in den Felsritzungen mit ihrer phantastischen Auffassung, ihrer Neigung zum Zauberhaften, die Glaubenswelt unserer Väter zu sehen. Sie scheinen in völligem Gegensatz zu stehen zu der ruhigen, ausgeglichenen Wesensart der Germanen. Fast nichts scheint ihnen auf südgermanischem Gebiet zu entsprechen. Ausdrücklich hebt Tacitus hervor, die Germanen hätten keine Götterbilder besessen, aber „mit Namen das Geheimnisvolle benannt, das sie nur in Ehrfurcht schauten". Deutlich spürt man, wie der Römer für die Verehrung der unsichtbaren Gottesmacht kein Verständnis empfindet. Er hält sich an die Namen, er ist froh, daß er sie an einer anderen Stelle seines Buches mit römischen Benennungen umschreiben kann. Tatsächlich aber finden wir in den isländischen Bauerngeschichten nichts von einer Vielgötterei. Jeder Gläubige steht in einem vertrauensvollen Verhältnis nur zu einem Gott, den er „um gutes Erntejahr und Frieden" bittet. Man gewinnt den Eindruck, daß der Name der Gottheit, an den sich der einzelne wendet, ganz unwesentlich ist und höchstens wechselt, nach der besonderen Seite, die man bei der Gottheit sucht. Wohl sind die Erscheinungsformen dieses einen Gottes vielfältig, d. h. man personifiziert nur ihr Schalten und Walten, und nennt nun dieses mit Namen wie Thor, Wodan, Tyr usw. Ähnlich sprechen wir ja auch noch heute bei einem Sturm auf See vom „blanken Hans" und bei einem aufziehenden Gewitter vom „schwarzen Mann". Man stellte mithin nicht die Gottheit selbst, sondern eben nur diese ihre Tätigkeiten dar. Nie aber ist es so, daß der Gläubige die Wahl hätte, diesen oder jenen Gott anzurufen oder, wenn er sich aus irgendwelchen Gründen von seinem „Freund" abkehrt, er sich nun einen anderen suchen könnte. In solchem Fall bleibt er gottlos genau wie bei uns heute. Da wir aber wissen, daß auch schon die Indogermanen wohl nur den einen Himmelsgott verehrt haben,[21]) können wir nicht recht glauben, daß ihre Nachkommen in der Bronzezeit Vielgötterei treiben, um später wieder zu einer Art Eingottglauben zurückzukehren. Auch für sie müssen wir die reine und erhabene Auffassung vom Überirdischen annehmen, wie sie uns aus dem gesamten germanischen Altertum aufleuchtet. Sie bildet aber auch geradezu die Voraussetzung, ohne die das Christentum bei den germanischen Völkern niemals hätte Fuß fassen können. Jene Felsritzer scheinen aber Vorstellungen zu gestalten, die den vollendeteren der Germanen nur zum Teil entsprechen. Vielleicht haben wir in ihnen eine germanisierte Bevölkerung zu sehen, die ihre früheren Anschauungen in die Glaubenswelt der Germanen miteingebracht hat.

Ein großartiges Bild von der Höhe der Kultur der Germanen hat sich vor unseren Augen entrollt. Wohl sind viele Einzelzüge unklar, besonders was die Geistes- und Seelenhaltung anbetrifft — aber was wir kennengelernt haben, zeigt ihre gewaltige Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten. Überall werden sie schnell führend und schaffen eine Hochblüte der Kultur, zu einer Zeit, als von Griechen und Römern noch nichts bekannt ist. Wenig erfahren wir von Kampf und Krieg aus der Bronzezeit, aber daß unsere Vorfahren die von den Vätern ererbte wehrhafte und kampfesfrohe Gesinnung sich bewahrt haben, lehren die Gräber, in denen jeder mit seinen Waffen beigesetzt wird. Das erweist aber vor allem die nachfolgende Periode, die Eisenzeit, in der alle Nachbarn den Heldenmut und die militärische Kraft der Germanen am eigenen Leibe erfahren.

[21]) vgl. „Schulungsbrief" 5/1934.

Was jeder Deutsche wissen muß

Die Deutsche Arbeitsfront hat bei über 20 Millionen Mitgliedern ein Gesamtjahreseinkommen von rund 300 Millionen Reichsmark. Die Verpflichtungen der alten Gewerkschaften gegenüber ihren Mitgliedern hat die D.A.F. in vollem Umfange übernommen. Sie zahlt nicht allein alle gesetzlichen Verpflichtungen, sondern sie hat auch alle Renten, die die Gewerkschaften in ihrem letzten Jahr nicht mehr gezahlt haben, nachgezahlt. Die Unterstützungen machen heute im Jahr etwa 80 Millionen aus. Für die Rechtsberatung, die allen Mitgliedern der D.A.F. kostenlos zur Verfügung steht, werden 12 Millionen Reichsmark ausgegeben, für die Volksgesundheitsstellen 6 Millionen, für die Berufserziehung ihrer Mitglieder 40 Millionen, für die Fach- und Berufspresse 18 Millionen; für Umschulung und Berufsschulung stehen ebenfalls 18 Millionen zur Verfügung, weitere 4 Millionen für den Berufswettkampf und die Erziehung der Jugendlichen. 20 Millionen Reichsmark zahlt die D.A.F. für das Feierabendwerk „Kraft durch Freude". Die Verwaltungsunkosten der D.A.F. betragen 70 Millionen pro Jahr (22 – 23 v. H.). Wenn man bedenkt, daß die Verwaltungsunkosten der früheren Gewerkschaften bei weitaus geringeren Leistungen mehr als doppelt so hoch waren, so kann man ermessen, wie verantwortungslos die früheren Arbeiterführer gehandelt haben. An außeretatlichen Leistungen (z. B. Winterhilfe) hat die D.A.F. im Jahre 1934 rund 22 Millionen gezahlt. Durch die Bank der Deutschen Arbeit und ihre Versicherungsgesellschaften sind für Siedlungszwecke an 100 Millionen Reichsmark ausgegeben worden.

Dem deutschen Volksvermögen werden alljährlich durch die unscheinbarsten Lebewesen Verluste von mehr als 2 Milliarden Reichsmark beigebracht. 600 Millionen Mark Verluste entstehen beispielsweise durch Unkrautschäden, das sind 15 v. H. einer durchschnittlichen Getreideernte. Durch Rost- und Brandpilze oder andere Parasiten werden Verluste von 400 Millionen Mark hervorgerufen. 100 Millionen Mark Schaden verursacht die Obstmade. Die Krautfäule im Kartoffelbau entzieht dem deutschen Volksvermögen eine Summe von 700 Millionen. Für 100 Millionen Mark Werte vernichtet die Rübenblattwanze. Einen Schaden in gleicher Höhe ruft auch der Kornkäfer hervor. Diese Verlustskala läßt sich noch beliebig fortsetzen. Jeder Deutsche muß deshalb die Schädlingsbekämpfung unterstützen, wo er nur kann.



Die Gesamteinnahme der Deutschen Reichsbahn betrug im Jahre 1934 3,3 Milliarden Mark, was eine wesentliche Verbesserung gegenüber 1933 bedeutet, wo nur 2,9 Milliarden Mark eingenommen wurden.



Zu den am dichtesten bevölkerten Landstrichen Deutschlands gehören Sachsen mit 337, Westfalen mit 296 und die Rheinprovinz mit 176 Menschen auf einen Quadratkilometer.

Am wenigsten bevölkert sind Mecklenburg und die Grenzmark. In Mecklenburg kommen auf einen Quadratkilometer 90 Menschen und in der Grenzmark nur 43.



Das älteste deutsche Rechtsbuch, das eine Zusammenstellung der seit dem 9. Jahrhundert in Deutschland geltenden Rechtsbegriffe enthielt, war der Sachsenspiegel, der nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen und den Niederlanden Gültigkeit hatte.



Sowjetrußland hat in den letzten Jahren die Vergrößerung seiner Luftflotte mit allen Mitteln vorwärtsgetrieben und verfügt heute mindestens über 70 Luftgeschwader und 90 selbständige Staffeln, das sind 4300 Flugmaschinen. Davon entfallen 1084 auf die Aufklärungsverbände, 1000 auf die Jagd- und 400 auf die Schlachteinheiten. 716 sind Bombenflugzeuge. Dazu kommen 1100 Reserveflugzeuge.

Aus der Geschichte der Bewegung

Karl Richard Ganzer:

Bayern und Reich

Empörung, Wut und tiefe Trauer sind es, die im Volk der Opfertod Albert Leo Schlageters hervorruft. Sein Geist lebt weiter in jenen, die sich 1923 an der Ruhr Tag für Tag den Franzosen immer wieder entgegenstellen. Mit unverminderter Energie wütet dort der Feind unter den Deutschen. Am 30. Mai wird einer der aktiven Ruhrkämpfer, Paul Görges, bei dem Versuch einer Brückensprengung verhaftet und später zum Tode verurteilt. Nur die Fürsprache des Essener Rechtsanwalts Prof. Dr. Grimm bei dem Präsidenten der französischen Republik, Millerand, bewahrt ihn vor dem Schicksal Schlageters. Man will nicht noch einmal durch offizielle Maßnahmen Märtyrer schaffen.

Dafür machen die fürchterlichen Vorgänge in Buer, die wir bereits geschildert haben,[1]) Schule. Am 10. Juni veranstalten die Besatzungstruppen in Dortmund eine regelrechte Bartholomäusnacht. Weil zwei französische Sergeanten in einem privaten Streit erschossen worden sind, wird in der Hauptstraße eine Abteilung Franzosen auf die Bevölkerung losgelassen. Alles, was dort harmlos einhergeht, wird ohne Grund niedergeschlagen und zu Boden getreten, sogar die Leichen werden mit Fußtritten bearbeitet. Ein einziger Offizier erschießt der Reihe nach sechs Personen und zwingt vorübergehende Passanten, die Toten zu jener Stelle zu schleifen, an der die Sergeanten erschossen worden sind.

Einen zweiten Blutsonntag erlebt die Stadt Buer am 24. Juni. Wegen eines Angriffs auf belgische Posten wird ab 8 Uhr abends eine Verkehrssperre angeordnet. Wenige Minuten vor diesem Zeitpunkt schießen die Belgier blindlings in die Fußgänger auf der Straße hinein und töten fünf Personen. Ähnliche Vorgänge spielen sich in fast allen Orten des besetzten Gebietes ab. Ende Juli 1923 ist der Verlust von 137 Toten und 603 Verwundeten auf deutscher Seite die traurige Bilanz des „friedlichen" Waltens der von Poincaré entsandten „Ingenieurkommission".

Diese betätigt sich mit immer schärferen Repressalien auf wirtschaftlichem Gebiet, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu erringen. Im Mai haben die Franzosen nur fünftausenddreihundert Tonnen Kohlen erbeutet, während sie bei normalen Reparationslieferungen monatlich zweihunderttausend Tonnen erhalten hätten. General Degoutte verkündet daher am 19. Juni, daß Zechen und Gruben, die nicht liefern, in Besitz und Verwaltung der Rheinlandkommission übergehen. Und diese verfügt, um die deutsche Mark weiter zu entwerten, daß die von ihr beschlagnahmten Zölle nur noch in Devisen zu entrichten sind. Im großen Zuge seiner Erlasse öffnet Paul Tirard alsdann Tür und Tor zu Plünderungen und Räubereien, die sich in Form von Streifzügen der Besatzung sogar auf das unbesetzte Gebiet ausdehnen.

Bisher hat das alles nichts genützt. In den ersten Junitagen aber macht sich in der Bevölkerung ein Nachlassen der Widerstandskraft bemerkbar. Zwar hallen stärker denn je die Sprengungen der aktiven Ruhrkämpfer durch das Land, doch in Handel, Industrie und Gewerkschaften beginnt man von „Verständigung" zu sprechen. Der Anstoß hierzu kommt aus dem Reich. Bei den Sozialdemokraten wird emsig daran gearbeitet, die parlamentarischen Grundlagen der Regierung Cuno zu unterminieren, weil das jüdische Kapital sich von einem Handel mit den letzten Werten des Reiches einen höheren Gewinn verspricht, als von der weiteren Beteiligung an der Ruhrhilfe. Als sich die ersten Risse in dem Nebengebilde der deutschen „Einheitsfront"

[1]) Vgl. „Schulungsbrief" 3/1935

zeigen, sinkt die Mark täglich, ja stündlich, und die Finanzierung der Ruhrhilfe macht kaum noch überwindliche Schwierigkeiten. Grund genug für die bürgerlichen Parteien, besonders die Deutsche Volkspartei unter Stresemann, nun auch ihrerseits Lähmung und Skepsis in das abwehrwillige deutsche Volk zu bringen. Reichskanzler Cuno muß jetzt die Früchte jener Unterlassungssünden ernten, die vor allem in der verpaßten Beseitigung des Marxismus bestehen. Was Adolf Hitler prophezeit in Rede und Schrift, es sollte sich bald verhängnisvoll bewahrheiten.

Im April, als die Schwächeanwandlungen des Reiches offenbar werden, fordert der englische Außenminister Lord Curzon die Regierung Cuno auf, den ersten Schritt zu Verhandlungen mit Frankreich zu machen. Aber das hierauf erfolgende Tributangebot Deutschlands wird in Paris sowohl wie in London in brüsker Weise abgelehnt. Nun findet sich Cuno, gedrängt von der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien, dazu bereit, den Reparationsgläubigern die Verpfändung eines großen Teiles der Reichseinnahmen anzubieten, darunter die Erträgnisse der Reichsbahn, der Industrie, der Zölle, der Verbrauchssteuern auf Genußmittel und des Branntweinmonopols. Indes, auch dieses Angebot weist Poincaré mit Entschiedenheit zurück. Das Ziel seiner Politik ist und bleibt die Abtrennung des Ruhrgebiets von Deutschland. Stärker beginnen sich daher jetzt die separatistischen Elemente am Rhein und in der Pfalz zu rühren.

Doch gerade hierin erblickt England zu Recht eine bedrohliche Stärkung seines französischen Verbündeten. Mit Poincaré, der in seinen Sonntagsreden die Kapitulation Deutschlands auf Gnade und Ungnade fordert, eröffnet jetzt Lord Curzon ein Frage- und Antwortspiel über die Bedingungen, unter denen Frankreich zu verhandeln gedenke. Allein, es zeigt sich, daß Poincaré sogar die immer nachdrücklicher werdenden Mahnungen Englands mit wahrhaft meisterlichen Schachzügen des Ausweichens und Hinhaltens beantwortet. Da holt London zu einem Schlag aus. Am 11. August erklärt Lord Curzon in einer Note, daß die britische Regierung, gestützt auf ein Gutachten englischer Kronjuristen, den Ruhreinmarsch als einen glatten Bruch des Versailler Vertrages bezeichnen müsse.

Im Deutschen Reich hätte dieser in der Nachkriegszeit unerhörte Schritt Englands sicherlich ein Aufleben der schon erlahmenden Widerstandskraft zur Folge gehabt, wenn der Marxismus nicht gewesen wäre. In der Erkenntnis, daß ein womöglich doch noch siegreich verlaufender Ruhrkampf für die Sozialdemokraten nichts anderes als ein gewonnener Weltkrieg, nämlich das Ende dieser verräterischen Existenzen, bedeuten würde, kündigen sie die nur noch mühsam der Regierung gegenüber gewahrte Neutralität auf und führen am 12. August den Sturz Cunos herbei.

Sein Nachfolger ist Dr. Gustav Stresemann, Vorsitzender der Deutschen Volkspartei, der sich schon wegen seiner Versippung mit jüdischen Bankierkreisen in Frankfurt a. M. großer Sympathien bei den Sozialdemokraten erfreut und von jetzt ab gemeinsam mit diesen größten Feinden des Deutschtums die Reichspolitik Jahre hindurch leiten oder maßgebend beeinflussen soll. In welcher Richtung Stresemann seine Politik zu treiben gedenkt, wissen die Nationalisten Deutschlands von Anbeginn, denn oft genug hat der neue Reichskanzler zu erkennen gegeben, daß er neben der sorgsamen Pflege des Marxismus sein höchstes Ziel in der „Verständigung" mit Frankreich erblicke. Das aber kann in diesem Moment nichts anderes heißen als bedingungslose Unterwerfung und völlige Preisgabe der deutschen Ehre. Mit fanatischer Leidenschaft bäumen sich die besten Kräfte im deutschen Volk gegen eine solche Politik auf. Es ist für sie eine zwingende Notwendigkeit, alles, was jetzt noch guten Willens ist, zu vereinen, um das Schlimmste zu verhüten: den Zerfall des Reiches. Wie ein Fanfarenstoß ertönt daher jetzt ein Sammelruf. Er geht von München aus, und der Rufer im Streit um die nationale Ehre ist Adolf Hitler.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1923 schieben sich aus allen Gauen Bayerns seltsam besetzte Züge auf Nürnberg zu. Unter die wenigen Reisenden des Inflationsjahres, das Deutschland mit jedem Tage schlimmer verarmt, sind heute uniformierte Gestalten hineingemischt. In alten, zerschlissenen Felduniformen die einen, in dünnen Windjacken die anderen.

Sie fahren zum „Deutschen Tag" nach Nürnberg. In der roten Hauptstadt Frankens wollen sie aufmarschieren, zum Gedenken der alten, zerschlagenen Wehrmacht, zum Gedenken des Tages von Sedan, der aus dem Rauch französischer Schlachtfelder das Bismarckreich hob. Sie haben sich bisher als Kämpfer bewiesen und sind auch jetzt bereit. Die härtesten Gruppen der Nürnbergfahrer wissen sich auf der Wacht und harren des Befehls, der sie zur Tat ruft.

In den Sonderzügen, die durch Franken rollen, sind die verschiedensten Bünde zusammengemengt: „Wiking" und „Bayern und Reich", „Blücher" und „Bayerischer Königsbund", „Oberland" und „Reichsflagge". Ob sich in ihnen nun auch getrennte Gedankenkreise zeigen, vermag damals noch niemand zu sagen. Nur das eine steht fest und zwingt sich jedem Zuschauer gewaltsam ins Bewußtsein: daß über all dieser Wirrnis den mächtigsten und geschlossensten Willen einzig Hitlers Sturmabteilungen verraten. Sie überwiegen jeden der anderen Verbände an Zahl; sie sind — man spürt das aus ihrer Haltung — planmäßig zusammengezwungen zu Kolonnen von eindrucksvoller Gestrafftheit; sie haben den Schimmer neuer Ordnungen im Blick; sie tragen neue, hier nie gesehene Symbole vor sich her; sie wissen sich vor allem von einem neuen, revolutionären Gedanken beherrscht, der in eine noch dunkle Zukunft vorstößt, während die meisten der anderen an vergangenen Werten hängen . . .

Sie ziehen durch Nürnberg, sie marschieren am Hauptmarkt an all den vielen Führern der vielen Verbände vorbei. Da sind Generale in großer Uniform, da steht ein Mittelschullehrer, der irgendeinen vaterländischen Verein führt, da steht ein Sanitätsrat, der sich für einen politischen Faktor hält, da stehen ehrsame, biedere Bürger, eisgraue Veteranen, Männer in Bart und Würden, Männer im Gehrock und Zylinderhut, Wichtigtuer und Greise, verdiente Köpfe von ehedem und betriebsame Macher von heute. — Und mitten unter dem Prunk und der Reputierlichkeit steht in einem beinahe schäbigen Regenmantel, barhäuptig, schlicht, doch mit Augen, die leidenschaftlich lodern, der Mann, der im Grunde all das geschaffen hat und auf dessen Arbeit das Wirken der vielen anderen letztlich beruht: Adolf Hitler.

Sie gestehen es sich nicht ein, die hohen Würdenträger, daß sie seit Jahren einzig von den Parolen dieses Mannes leben, daß er wie ein Blitz herniederfuhr in eine im Dunkel hinbrütende Welt, daß er allein entzündete, was nun in vielen Flammen brennt. Sie dulden ihn unter sich, den Bescheidenen, den Unbesternten, den Titellosen — aber die da stumm und verbissen, doch mit gelobenden Augen unter dem Knattern der Hakenkreuzbanner vorübermarschieren, suchen nur die Blicke dieses einzigen Mannes, der ihnen der Führer ist und der in all seiner Schlichtheit hinausragt über den glänzenden Schwarm der Großen, Betitelten — der Vergehenden . . . Und immer heller klingt aus den Rufen ein einziger Name auf: Hitler, Hitler!

Dieser Deutsche Tag von Nürnberg am 1. und 2. September 1923 ist deshalb mehr als eine bloße Demonstration der Rechtsverbände in einer marxistisch regierten Stadt, weil er die vielfältig durcheinandergewirrten Verhältnisse im politischen Leben Bayerns einer bedeutenden Klärung entgegengeführt hat.

Im ganzen Reich gilt Bayern damals als der einzige Staat, der von einer nationalen Regierung geleitet ist und in dem sich nationale Bewegungen besser als anderswo entwickeln können. Die bayerische Regierung hat einmal von ihrem Staat als von der „Ordnungszelle" im Reich gesprochen. Gewiß eine propagandistische Aufschneiderei — denn wann ist die Novemberrepublik auch nur im kleinsten ihrer Gemeinwesen geordnet gewesen? Doch wie eine unerschütterlich gültige Parole nimmt die deutsche Rechte dieses Wort an, klammert sich in ihren nationalen Hoffnungen an Bayern, ohne weiteres geneigt, diesen Staat mit der Gloriole des Befreiers zu umgeben.

In der Tat: wer die Verhältnisse in Bayern von weither betrachtet, darf zu solchen Meinungen kommen. Im Rahmen der Reichspolitik, die eine einzige üble Folge von schmählichstem Defaitismus, marxistischer Mißwirtschaft, bürgerlicher Unzulänglichkeit darstellt, kann sich Bayern mit Recht seiner nationalen Gesinnung rühmen. Das Haupt der Reichsregierung ist zu dieser Zeit noch Friedrich Ebert. Seine Komplicen

aus den Novembertagen — die Scheidemann, Müller, Hilferding — machen sich unter Führung Stresemanns eben daran, langsam und zielsicher den Ruhrwiderstand zu „liquidieren" und eine langjährige Politik der „Unterhandlungen", des Bezahlens, der freiwilligen Unterwerfung unter wahnsinnige Tributdiktate vorzubereiten. Preußen wird mehr und mehr zur Knüppeldomäne der Severing und Braun. In Sachsen sitzen bolschewistische Abgeordnete als verantwortliche Politiker in der Regierung des radikalen Marxisten Zeigner, der in einem Bundesstaat der demokratischen Republik sich damit abgibt, das bolschewistische Rätesystem zu erproben, der Paraden der kommunistischen Kampfstaffeln besichtigt und sich nicht scheut, als deutscher Minister vom Rednerpult des Landtags dem Ausland die Reichswehr zu denunzieren, daß sie illegale, „schwarze" Verbände ausrüste . . .

Von diesem Treiben hat sich Bayern allerdings abseits gehalten. Seine bürgerliche Regierung ist immer patriotisch gewesen. Darum schlägt alles, was mit Weimar die Klinge kreuzen und den Geist des roten Berlin befehden will, seine Zelte in München auf. München wird zum Kernplatz der nationalistischen Opposition, wie Berlin die am schlimmsten zerstörte und am übelsten infizierte Zelle des Verfalls geworden ist. Innerhalb dieses Spannungsfeldes, das hinter dem Gegensatz zweier Orte einen mächtigen Gegensatz zweier unversöhnlicher politischer Welten verbirgt, brechen alle innerdeutschen Auseinandersetzungen jener Monate gegeneinander los.

Und doch trägt dieser scheinbar so unerschütterlich gefügte Block der Opposition nationalistischer und patriotisch-monarchistischer Kräfte in seinem Innern Risse, die nicht nur auf die wirre Vielgestaltigkeit seiner Glieder deuten, sondern vielmehr wahre Feindschaftsverhältnisse von geradezu geschichtlicher Bedeutsamkeit verraten.

Man muß, um die bayerischen Verhältnisse des Jahres 1923 verstehen zu können, drei große Machtgruppen scharf voneinander unterscheiden: die bürgerlich-patriotische Regierung, die Vaterländischen Verbände und die nationalsozialistische Bewegung. Was sich aus dem Zusammenspiel und dem Gegeneinanderwirken dieser drei Mächte ergibt, bestimmt das Gesicht der bayerischen Politik, bestimmt also auch zugleich das Verhalten des entscheidenden Trägers der nationalen Opposition im ganzen Reich. Nach welchen verschiedenen Richtungen ziehen die drei Hauptkräfte dieses oppositionellen Kraftfeldes?

Die bayerische Regierung beruht auf einer Rechtskoalition, als deren maßgebende Gruppe die klerikale Bayerische Volkspartei den Gang der Politik bestimmt. Als nach der Novemberrevolte das Zentrum seine alten Schwüre auf Thron und Altar beiseitegelegt hat wie abgetragene Kleider, um zur höheren Ehre des Stimmzettels und der Ministerpfründen sich nunmehr demokratisch zu geben, haben die Führer des bayerischen Zentrums es für zweckmäßiger gehalten, diese republikanische Tarnung nicht mitzumachen. Als „Bayerische Volkspartei" ködern sie fortan die konservativ beharrenden Wähler Bayerns mit legitimistischen und konfessionellen Beteuerungen. Das Gesicht der Bayerischen Volkspartei bleibt bürgerlich-patriotisch: also auf halb und halb gestellt, ängstlich vor harten Entschlüssen, dafür um so mehr zu Hause auf allen Zwischenwegen interfraktioneller Politik, in einem System trüber Geschäftigkeit, bei der diese Partei vor allem das Wort von der „öffentlichen Ruhe und Ordnung" im Munde führt. Dahinter verschanzen sich alle Unzulänglichkeiten, alle dünnblütigen Bedenken matter Herzen, alles Versagen und jede politische Schuld. Hinter diesem Wort verschanzen sich aber auch alle verdächtigen Pläne, die in jenen Jahren durch manche Fraktionszimmer schwirren.

Denn: was die Bayerische Volkspartei vor allen anderen bürgerlichen Gruppen übel auszeichnet, ist ihr partikularistisches Bekenntnis, das gerade im Jahre 1923 immer leidenschaftlicher vorgetragen wird und das in sich die Neigung trägt, zu separatistischen Plänen vorzustoßen, die das Reich zersprengen. Überall war es bekannt, daß maßgebende Führer dieser Partei schon vor Jahren mit dem Gedanken an eine Donaumonarchie, also mit der Separation Bayerns vom Reich, umgegangen waren; niemals hatten sie sich einwandfrei von den Vorwürfen reinigen können, daß sie dazu Frankreichs Hilfe hätten in Anspruch nehmen wollen. Die vielfachen Beteuerungen der Unschuld und lahmen Dementis vermochten die Tatsache nicht zu entkräften, daß schon kurz nach dem Kriege verräterische Konspirationen mit fremden

Mächten stattgefunden haben. Zwar sind die Pläne damals nicht zu tatkräftigen Vorstößen gereift. Doch wie ein giftiges Erbe durchsetzen sie alle politischen Neigungen maßgebender Männer dieser Partei. Namentlich das Jahr 1923 läßt sie wieder lebendig und allmählich zu einer brennenden Gefahr werden.

Als zweite Machtgruppe im politischen Kraftfeld Bayerns sind die vielen vaterländischen Verbände zu betrachten. Sie sind größtenteils aus den Freikorps und der Einwohnerwehr hervorgegangen und haben im Laufe der Jahre beträchtliche Stärke angenommen. Man trifft unter ihnen die verschiedensten Abschattungen an politischer Entschlußkraft und Willensstärke an. Neben streng aktivistischen Bünden stehen Vereine, die über die Pflege traditioneller Werte und alter Militärerinnerungen kaum hinausgreifen.

Unter der Fülle der Namen werden im Laufe der Ereignisse einige besonders wichtig. Ein zahlenmäßig großer Bund, „Bayern und Reich", der von einem älteren Sanitätsrat „geführt" wird, sammelt die unentschiedensten Teile der Massen um sich: bürgerliche Halbheit bestimmen ihn, er ist ohne klares politisches Ziel; als Reservoir für die bürgerliche Regierung segelt er gemächlich im Winde der allerorts gängigen und regierungsseitig genehmigten Parolen, ein Massenverein, der nicht durch die Kraft und die Weite seiner eigenen Ideen wirkt, sondern nur durch die Zahl seiner Mitläufer ein Scheingewicht erhält. Ähnlich geartet ist die Dachorganisation der „Vereinigten Vaterländischen Verbände", bei denen sich trifft, was an Bündchen und Grüppchen eine Rolle spielen will und dennoch nur Statistenmasse ist. Die aktivsten Kräfte der Wehrverbände aber gruppieren sich um den prachtvollen „Bund Oberland" und seinen jungen, energischen Führer Friedrich Weler. Hier ist die alte Freikorpshaltung, mit der man in Oberschlesien den Annaberg erstürmt, lebendig geblieben und wirkt in einer stillen, doch um so zielsicheren militärisch-politischen Arbeit weiter. Eine ähnliche Stellung hat man der namentlich in Franken verbreiteten „Reichsflagge" zugesprochen; auch sie ist von gutem Menschenmaterial getragen und zu energischen Entschlüssen fähig, aber auch von manchem Führerehrgeiz angekränkelt.

Es wird für die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse Bayerns entscheidend, daß sich bald um diese vaterländischen und Wehrverbände sowohl die bayerische Regierung als auch der Nationalsozialismus zu reißen beginnen. Denn die dritte der großen politischen Gruppen, die nationalsozialistische Bewegung, betreibt den Kampf um Einfluß und Macht getreu ihrem inneren Gesetz in der aktivsten Form. Von der sich national gebärdenden Regierung nur widerwillig geduldet, steht sie zu dieser in schärfster Opposition, weil sie allein die schweren Gefahren erkennt, die hinter der Regierungspolitik und deren partikularistischen Neigungen lauern. Ihr Verhältnis zu den Verbänden bestimmt sich zuerst durch die Tatsache, daß diese einzig durch die nationalsozialistische Arbeit haben aufblühen können. Hitler ist es gewesen, der dem nationalen Gedanken in neuer Formung Bresche geschlagen. Aber kleine Nutznießer haben dieses Erwecken deutscher Regungen in den verlotterten Massen für ihre eigenen Vereinszwecke ausgeschlachtet und machen sich ein Gewerbe mit guten Ratschlägen zur Klärung der Lage.

Der Bayerische Innenminister Schweyer, der geschworene und erbittertste Feind des Nationalsozialismus, ergeht sich in dieser Weise, als er empathisch tadelnd verkündet: „Bei den nationalen Verbänden fehlt die Anlehnung an den Staat. Und im gleichen Atemzuge umkleidet er diesen Tadel mit seinen gewöhnlichen partikularistischen Hetzereien, hinter denen die größte Gefahr auftaucht, die in Bayern damals droht, wenn er schließlich sagt: „Die Leitung der Bünde ist zum Teil in die Hände von Nichtbayern abgeglitten; wir stehen aber auf dem Standpunkt, daß auch hier Bayern den Bayern gehört!"

Als dann Anfang Mai der Regierungspräsident v. Kahr nach langer verschwiegener Arbeit hinter den Kulissen zum erstenmal wieder in die Öffentlichkeit vorstößt und sich den Massen als überparteilichen starken Mann empfiehlt, geschieht das mit Worten, die ganz ähnlich den anmaßenden Anspruch auf Unterwerfung der Verbände unter den lauen Willen der Regierung erheben und zugleich mit versteckten Spitzen auf Hitler zielen: „Lassen Sie mich das Signal zum Sammeln geben! Wer es heute noch fertigbringt, in eitler Selbstgefälligkeit (!) an ehrgeizige Vorteile seiner eigenen Person zu denken, wer noch den traurigen

Mut (!) aufbringt, mit solchen, die letzten Endes doch dasselbe wollen, die Klinge zu kreuzen, um größer zu erscheinen als der andere, ist ein Schädling und Totengräber an der Nation . . ."

Diese Methode ist klar: der nationalsozialistische Führer, der sich allen Versuchen, ihn vor den bürgerlichen Parteiwagen einer „Einheitsfront" zu spannen, hartnäckig versagt, soll als unverträglicher Störenfried und endlich gar als Zerrütter jeden gemeinsamen nationalen Wollens diffamiert werden. Wenn er als Verächter „nationaler Notwendigkeiten" erscheint — nationaler Notwendigkeiten, die die Bayerische Volkspartei diktiert hat! — gelten seine Vorwürfe, daß diese Partei gegen den Marxismus nur lau, für ihre eigenen reichsschädigenden Pläne jedoch um so leidenschaftlicher arbeite, bei allen biederen Bürgern nur noch als die verleumderischen Hirngespinste eines politischen Abenteurers.

Verwickelt wie nie zuvor sind also in diesen Monaten die innerpolitischen Verhältnisse in Bayern. Während zwischen Adolf Hitler und den klerikalen Politikern der Bayerischen Volkspartei Klüfte gähnen, stehen dennoch beide in einer einheitlichen Front gegen Berlin. Adolf Hitler peitscht den Kampf gegen Berlin zu höchster Schärfe auf, weil er dort den Hort des Marxismus angreift; die bayerischen Machthaber hingegen benützen die Kampfstimmung gegen die rote Reichshauptstadt lediglich zur Förderung ihrer partikularistischen Tendenzen. Während der Führer Berlin von den roten Verderbern ausbrennen will, um es gesäubert wieder hineinzuzwingen in ein erneuertes Deutschland, nützen die bayerischen Regierungsegoisten diese geschichtliche Auseinandersetzung dazu aus, um die innere Einheit des Reichs zugunsten separater Interessen ihres Kleinstaats zu lockern. So gehen denn alle Auseinandersetzungen in Bayern um die Frage, wer die Macht in die Faust bekommen soll: Hitler, der Revolutionär gegen den Berliner Marxismus und für ein innerlich gestärktes kommendes Reich — oder die herrschenden Machthaber, die nur an die engen Interessen ihres kleinen Parteistaates denken.

Der 9. November hat diese Gegensätze blutig aufeinanderbrechen lassen. Aber bereits während des ganzen Jahres sind aus diesen Wolken Blitze aufgezuckt, die die Hintergründe der Kampflage grell beleuchten. Der Kampf um die Macht deutet sich hier immer wieder an. Gleichgültig, aus welchen äußeren Gründen diese Zusammenstöße zwischen Regierung und dem radikalen deutschen Revolutionär auch erfolgen, immer sind sie von der Absicht Hitlers beherrscht, die Stellung des Gegners zu schwächen, um der partikularistischen Gefahr das Genick zu brechen im Namen der inneren Geschlossenheit des deutschen Volkes.



Inzwischen bilden die herrschenden Politiker Bayerns allerlei Methoden aus, um die nationalsozialistische Bewegung abzuwürgen. Besonders gerne bedienen sie sich dazu der ebenso schmählichen wie verheerenden Spekulation auf konfessionelle und stammesmäßige Instinkte, die sie im bayerischen Volke voraussetzen und in folgerichtiger Arbeit aufzuputschen suchen. Stärker als je vordem bearbeiten sie nunmehr zur Abwehr des vorstürmenden Nationalsozialismus die Massen außerdem mit antipreußischen Hetzargumenten.

Namentlich bei der Person und dem politischen Wirken des Generals Ludendorff, der sich damals Hitler angeschlossen hat, setzt man mit diesen Wühlereien an. Der General hat in München eine zweite Heimat und in der nationalen Volksstimmung die Erfüllung tiefster Wünsche gefunden. An den großen Träger einer geschichtlichen Leistung hängen sich brennende Hoffnungen der Massen. Im nationalen Lager wirkt der Feldherr des Weltkrieges weniger durch ein politisches Programm, als vor allem durch das Eintreten für Adolf Hitler. Als der bayerische Partikularismus beginnt, mit seinen üblen Anwürfen gegen den General vorzugehen, will er damit im Grunde zuerst die entschlossensten Gruppen der nationalen Bewegung treffen, mit denen der General in einer gemeinsamen Kampffront steht. Und wieder tritt auch bei diesen Kämpfen als wesentlichstes politisches Ergebnis die unverhüllte Bereitschaft der klerikalen Partei zutage, zugunsten der eigenen Machtpositionen die innere Geschlossenheit des Volks bedenkenlos zu zersprengen.

Es hetzen in Bayern Männer mit größten Verantwortungsbereichen die Instinkte urteils-

unfähiger, seit alters gegängelter Massen gegen die Einheit der Stämme und gegen die konfessionelle Ruhe auf, werfen die verderblichsten aller Streitpunkte in die politische Diskussion dieser Zeit hinein. Seit langem geht im Lande ein Raunen um, daß wieder die alten Pläne einer vom Reich getrennten Donaumonarchie sondiert würden. Und die Eingeweihten wissen, daß man mit der Hetze gegen das protestantische Preußentum und damit gegen die große deutsche Bewegung des Nationalsozialismus, die solchen verbrecherischen Wühlereien mit allen Mitteln begegnet, von jenen dunklen Plänen ablenken will. Das ganze Volk sieht ein, daß die herrschenden Berliner Zustände ausgebrannt werden müssen mit Stumpf und Strunk. Aber die gleißnerischen Nutznießer dieser Volksstimmung fädeln an feinen Gedankengängen, daß man vor allem die „Ordnungszelle" Bayern vor dem Verfall des roten Preußen bewahren müsse; daß es sogar besser sei, Bayern selbst „vorübergehend" vom Reich zu trennen, als den Kampf gegen den drohenden Bolschewismus und für die Gesundung Gesamtdeutschlands aufzunehmen.

Noch ist all das nicht sicher faßbar, noch ist es nicht zu regelrechten Delikten gereift, noch beharren diese Pläne in der Sphäre, die dem Entschluß vorausgeht. Aber sie schaffen eine verheerende Stimmung. Sie unterwühlen den Zusammenhalt des Volkes in den seelischen Bereichen, aus denen ein Volk seine großen Entschlüsse und seine ewigen Kräfte holt. Zu welchen beispiellos verderblichen Weiterungen diese, von allen maßgeblichen bayerischen Stellen geduldete und selbst geförderte Wühlarbeit führt, hat gerade in den Sommermonaten 1923 der Hochverratsprozeß Fuchs-Machhaus bewiesen. Blitzartig hat er die abgründigsten Möglichkeiten enthüllt, zu denen die partikularistische, antipreußische, konfessionelle Hetzpropaganda der klerikalen Partei führen kann.

Ein Professor, ein Musiker und u. a. ein jüdisch-tschechischer Kohlenhändler sind des Hochverrats angeklagt. Die Anklageschrift berichtet von dem Entschluß, Bayern gewaltsam vom Reich loszureißen; ein mit diktatorischen Befugnissen ausgestatteter Regentschaftsrat sollte eingerichtet, Bayern durch ihn allenfalls in eine Monarchie zurückverwandelt werden, unter militärischer Absperrung vom Norden.

Die Angeklagten sind vielleicht wilde Phantasten. Entscheidend aber ist, daß solche Gedanken überhaupt entstehen können. Sie liegen geradezu in der Luft. Und noch bedeutsamer erscheint der Umstand, daß mit solchen Hochverrätern sogar das Ausland in Verbindung getreten ist. In der Anklageschrift heißt es: „Durch den französischen Generalstabsoberst Richert hatten die Angeklagten Verbindung mit Frankreich aufgenommen, um sich dessen wohlwollende Neutralität, ja dessen finanzielle und militärische Hilfe zu sichern." Bei der Vernehmung erklärt der Angeklagte Fuchs: „Ich habe 100 Millionen erhalten und bedaure, daß es nicht 100 Milliarden gewesen sind. Ebenso bedaure ich, daß es Machhaus nicht gelungen ist, die Geschütze für Bayern zu bekommen."

Die Aktion sollte den französischen Ruhreinbruch unterstützen. Die Angeklagten versichern, daß Richert ihnen mehrfach erklärt habe: „Seien Sie überzeugt, daß Frankreich sich für die geleistete Arbeit dankbar erweisen wird. Frankreich braucht die Aktion, es muß schnell gehandelt werden." Und so maßlos verzerren sich alle Gedanken in diesen Gehirnen, daß die Angeklagten ohne Skrupel auch andere deutsche Reichsteile auszuliefern bereit sind.

Wie sehr aber diese Hochverräter von geläufigen offiziell-bayerischen Ansichten bestimmt sind, zeigen einige Schlaglichter, die in diesem Prozeß aufflammen. Dem Bayerischen Innenminister Schweyer hat man die Möglichkeit geboten, den französischen Spion Richert zu verhaften, als dieser sich zum letztenmal auf deutschem Boden befand; Schweyer hat aber die Verhaftung „aus innenpolitischen (!) Gründen" abgelehnt. Der Verteidiger der Hochverräter, einer der führenden Männer in der partikularistischen Bayerischen Volkspartei, macht das Eingeständnis, daß die Absicht, sich an Frankreich anzulehnen, „zwar politisch irrig, aber nicht an sich ehrlos sei!" Und das zur selben Stunde, da im Ruhrgebiet ein Deutscher nach dem anderen unter französischen Kugeln fällt.

Klarer aber noch als all diese Äußerungen zusammen leuchtet in die Hintergründe der politischen Lage Bayerns die Mitteilung der Angeklagten hinein, unter welchen Bedingungen sie losschlagen wollten. Zwei Möglichkeiten, sagt Fuchs, haben ihm als Voraussetzung zum Vor-

gehen gegolten: wenn etwa der Bolschewismus ausbreche — oder aber wenn Hitler zur Macht komme . . .

Im grellsten Licht zeigen sich da die Methoden der in Bayern herrschenden partikularistischen Politik: die Kampflosung gegen den Bolschewismus dient als günstige Tarnung für partikularistische Pläne, denn sie gibt den Vorwand zum propagandistischen Kampf gegen Berlin; die Kampflosung gegen den Nationalsozialismus aber zielt unverhüllt auf den einzig gefährlichen Feind. Denn wenn Hitler seinen Einfluß noch weiter ausdehnt, ist es mit allen egoistischen, reichslockernden Plänen zu Ende. Der Hochverräter Fuchs hat der Bayerischen Volkspartei nicht angehört. Aber er macht sich ihre geläufigen Argumente zu eigen; doch während die Partei selber sie geschickt bemäntelt, ist er so unklug, sie klipp und klar auszusprechen. Die Auguren lächeln sich heimlich und wissend zu.

Monate hindurch steigert sich die Spannung zwischen dem Nationalsozialismus und der Bayerischen Volkspartei. Monate hindurch laden die Gegner ihre Kräfte mit immer neuen Energien. Und erst der Deutsche Tag von Nürnberg hat am 2. September eine größere Veränderung gebracht: dem nationalsozialistischen Führer gelingt an diesem Tage ein ungeheurer Einbruch in die Front der Wehrverbände, um die der Nationalsozialismus wie auch die Regierung schon seit langem ringen. Die beiden aktivsten Bünde der Wehrfront, „Oberland" und „Reichsflagge", zieht Hitler auf seine Seite und schließt sie mit seiner S.A. im „Deutschen Kampfbund" zu einer Front zusammen. Der neue Verband ist zunächst noch sehr lose gefügt. Aber schon nach wenigen Wochen ergreift Adolf Hitler die alleinige politische Führung.

Wie sieht es im Herbst 1923 in Deutschland aus?

Rasende, unaufhaltsame Inflation. Der Dollar steigt in die Millionen, in die Milliarden, in die Billionen. Die Löhne und Gehälter verlieren von Stunde zu Stunde jeglichen Kaufwert. An den Börsen ein Taumel, der wilde Tanz um das goldene Kalb, die Orgie des Mammons. Die Mark sinkt, stürzt ins Bodenlose. Der Hunger geht um. Verarmte scheiden zu Hunderten, zu Tausenden „freiwillig" aus dem Leben, der grauenvolle Blick in das Nichts peitscht sie zum letzten Entschluß. Arbeiterkinder laufen wie Gerippe umher. In den Industriestädten rasen Aufstände, vom Hunger getrieben, vom Bolschewismus geschürt. Handgranaten fliegen gegen die Schupo und Pflastersteine in die Schaufenster. In Oberbaden toben tagelang Aufstände so heftig, daß die Schweiz ihre Grenzposten verstärkt. In Hamburg kommt es zu blutigen Straßenkämpfen.

Die Regierungen versagen. Stresemann bemüht sich bei aller Welt um Freundschaft und gute Miene, und Hilferding, der jüdische Reichsfinanzminister, läßt Noten drucken, schöne, farbige Scheine mit phantastischen Zahlen, ungehemmt speien die Maschinen das Lügengeld heraus. Zeigner wütet in Sachsen. Und Ebert thront fern wie ein entrückter Buddha auf seinem hohen Stuhl, weiß keinen Rat und hofft nur noch auf die Gewehre der Reichswehr.

Aufbrausende Opposition der Rechten. Selbst die stillsten, betulichsten unter den bürgerlichen Verbänden nehmen sich nunmehr den Mut zu fordernden Reden. Was aber wirklich innere Kraft hat und vor sich ein neues politisches Ziel sieht, schreit auf in Empörung über den wilden Verfall und die tobende Not und die aufreizende Unfähigkeit derer, die sich verantwortlich nennen und doch nur stumm vor dem Chaos stehen, das sie geschaffen haben.

Alle aber, Rechte wie Linke, die Soldaten der nahenden deutschen Revolution wie die verführten Massen der Arbeiterschaft, die durch die Straßen jagen, schreien ein gleiches Wort, das wie eine magische Formel sich in die Herzen dieser Menschen reißt — das Wort: Diktatur!

„Diktatur des Proletariats" schreien die einen — „Diktatur des starken Führers" rufen die anderen. Von den Methoden der herrschenden Ordnung erwartet keiner der leidenden und kämpfenden Deutschen mehr das Heil, nur von den harten und klaren Befehlen einer gebieterischen Kraft, die sich dem Chaos entgegenwirft. Selbst in die Reihen der geschworenen Parlamentarier, die mit dem Dasein dieser versinkenden Republik auf Gedeih und Verderb verbunden sind, schleicht dieses Wort sich ein. Da und dort munkelt man von der verzweiflungstollen Ab-

sonderlichkeit, daß auch diese verfallende Welt eine Diktatur ausrufen wolle, und schon hört man Namen von kommenden, parlamentarisch bestellten Diktatoren nennen, Namen, die wie eine kreischende Ironie der Geschichte anmuten: Stresemann — Ebert . . . Aber dahinter steht der Schatten des schweigsamen Generals Seeckt.

Adolf Hitler jedoch wirft sich vor Tausenden zum Richter über dieses System auf und hält Rechenschaft — ingrimmig, von den Blitzen des Rächers und des Trägers einer neuen Prophetie umloht, Sprecher des gequälten, zürnenden Volkes, gerufener Walter der Entrechteten und leichtherzig Vernichteten:

„Haben sie nicht schon Millionen von Mittelstandsexistenzen zu Bettlern gemacht? Haben sie nicht jeden redlichen Menschen dem Hungertuch entgegengeführt und nur das Spekulanten- und Gaunertum großgezüchtet? Vernichtet wird die gesamte ehrliche Existenz. Der Staat ist zum Instrument der Börsenschwindler und Gauner geworden . . ." Dann reißt er den Blick der Massen auf die wahrhaft geschichtewendenden Entscheidungen: „Nicht das ist die große Frage: was wird morgen Herr Stresemann machen oder in München Herr Knilling oder Herr Schweyer? Sondern die Frage ist: wann geht es los?" Ekstatisch schreien ihm die Massen ihre Zustimmung entgegen. Apokalyptische Bilder kommen ihm, und dämonisch läßt er sie auftauchen vor den Blicken seiner Gefolgschaft: „Nicht für eine Wahl sind wir gegründet worden, sondern um als letzte Hilfe in der größten Not einzuspringen, wenn dieses Volk angstvoll und verzweifelt das rote Ungeheuer herankommen sieht. Die Aufgabe unserer Bewegung liegt darin, uns vorzubereiten für den kommenden Zusammenbruch des Reichs, auf daß, wenn der alte Stamm fällt, die junge Tanne schon dasteht."

Die erste große Entscheidung läßt auch nicht lange auf sich warten: Am 26. September liquidiert Stresemann den Widerstand an der Ruhr. Monatelang hatte man diesen Widerstand, der in seiner politischen Anlage von vornherein verfehlt war, zu einer Sache der deutschen Ehre erklärt. Ungezählte Versicherungen waren ins Land gegangen, daß dieser nationale Widerstand den deutschen Regierungen ein Heiligtum sei. Inbrünstig hatte das Volk diesen Beteuerungen geglaubt, hatte geopfert, hatte geduldet nur im Bewußtsein, daß in dieser Stunde Deutschland sein Schicksal wende. Nun gilt das alles nichts mehr. Die Enttäuschung ist maßlos.

Wie in allen Fragen der nationalen Ehre im Jahre 1923 ist auch hier Bayern das Sturmbarometer. Jetzt muß endlich die Klärung in dem Gewirr der Verbände kommen, die sich alle national nennen und doch die Träger der verschiedensten Energien sind. Und in der Tat: für immer scheiden sich nun die innerlich und kraftmäßig andersgearteten Kräfte der nationalen Front voneinander — ganz scharf, unerbittlich, ohne alle Zwischenstufen. Denn als Antwort auf die Bankerotterklärung der Systemregierung an der Ruhr geschehen in München zwei Dinge: Adolf Hitler ruft zu 14 *Riesenversammlungen* auf, die zu Vulkanen der Empörung werden sollen. Und zur gleichen Stunde bestellt die parlamentarische Regierung der Bayerischen Volkspartei, die aus dem Chaos keinen Ausweg mehr weiß, als starken Mann einen *Generalstaatskommissar* mit diktatorischen Vollmachten: *Gustav von Kahr*. „Die Erschütterung über die Entwicklung", heißt es in dem amtlichen Erlaß, „ist so stark, daß sie zu Störungen der öffentlichen Ordnung führen kann . . . In solcher Lage muß die Regierung die Zügel fest und straff in der Hand behalten . . . In diesem Bewußtsein hat die Staatsregierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung einen besonderen Generalstaatskommissar bestellt und ihm die gesamte vollziehende Gewalt übertragen."

Gustav von Kahr kommt aus dem höheren Verwaltungsdienst, hat gelegentlich auch in die bayerische Politik eingegriffen, hat sich in letzter Zeit maßgebenden Einfluß auf einige patriotische Verbände gesichert und ist namentlich durch ein kluges Kulissenspiel mit den Trägern der großen Politik immer in inniger Verbindung geblieben. Er gilt als schwarzweißrot eingestellt. Er gilt als starker Mann. Er erklärt in seiner ersten Verlautbarung, daß er „rechts regieren" wolle. Er verlangt mit eiserner Stirn, daß sich ausnahmslos alle Verbände seinen Verfügungen einordnen, unabhängiges Vorgehen werde er nicht dulden. Und kurz danach erklärt er, daß er sich lediglich als *Statthalter der Monarchie* betrachte. Wenige Tage später wirft der „Völkische Beobachter" bereits

die Frage auf, ob Kahr auch „genug Stahl und Eisen im Blut habe, um die Durchführung der Gesundung nicht nur Bayerns, sondern ganz Deutschlands in die Hand nehmen zu können."

Es zeigt sich zunächst, daß der Name Kahr ein verpflichtendes Programm für all jene Verbände ist, die schon bisher zur bürgerlich-parlamentarischen Bayerischen Volkspartei neigten: sie alle, an der Spitze „Bayern und Reich", treten hinter den neuen, parlamentarisch bestellten Diktator und damit in Gegensatz zum „Deutschen Kampfbund", der unter der Führung Hitlers sich Kahr versagt, weil er die politische Unzulänglichkeit dieses Verwaltungsbeamten klar erkennt. Kaum aber beginnt der neue starke Mann zu regieren, als sich das andere wesentliche Ergebnis dieser Neuordnung zeigt: der erste Erlaß Kahrs verbietet nicht die marxistischen Gruppen, sondern die angekündigten 14 nationalsozialistischen Versammlungen, die zu einem Angriffssignal gegen die bürgerlich-marxistische Erfüllerregierung hätten werden sollen.

Wieder zerreißen die verhüllenden Nebel vor den eigentlichen Fronten. Die abgründige Feindschaft der Bayerischen Volkspartei gegen den Nationalsozialismus hat sich im Generalstaatskommissariat ein neues Werkzeug geschaffen, das Hitler schlagen soll. Freilich gerät dabei der schwarzweißrote Statthalter einer bayerischen Monarchie in die merkwürdige Einheitsfront mit den schwarzrotgoldenen Republikanern um Ebert und Stresemann. Dennoch läuft alles, was lau und politisch halbwertig ist, dem neuen Mann zu, der die abgegriffenen Phrasen von „Einheitsfront" vor sich her trägt. Das breite Volk aber steht erregt vor den nationalsozialistischen Plakaten, lauscht gebannt den Rednern, steht singend und rufend auf den Straßen und fühlt die Herzen überbrausen in der Sehnsucht nach einer echten starken Hand, nach einem echten Führer. Das „Berliner Tageblatt" wittert die Art dieser Entscheidungen in ihrem tiefsten Wesen. „Die bayerische Regierung, so schreibt es, will durch diese Ernennung dieses Diktators der Ausrufung Hitlers zum Diktator zuvorkommen."

Es soll sich freilich bald herausstellen, wie wenig sich die eine Absicht des Generalstaatskommissariats, Hitler zu behindern, mit seiner anderen Absicht verträgt, zugleich in der Opposition gegen Berlin zu verharren, ja, sie noch zu steigern. Wer in Bayern gegen Berlin regieren will, muß von vornherein mit der innerlich stärksten Kraft der Opposition, mit dem Nationalsozialismus, zu einem Ausgleich kommen. Kahr erstrebt das immer wieder dadurch, daß er Hitler unter das Kommando des Generalstaatskommissariats zu beugen sucht. Hitler weist ebensooft solche Zumutungen zurück, zu denen Kahr durch keinerlei überragendes politisches Können, durch keine verpflichtende Idee, durch keine weite Konzeption berechtigt ist.

Bestimmt durch das immer verwüstender einherrasende Chaos verhängt die Reichsregierung in den letzten Septembertagen den Ausnahmezustand über das gesamte Reich. Das heißt: in heller Verzweiflung setzt sie ihre letzten Hoffnungen auf die Maschinengewehre der Reichswehr. Doch weder Sachsen noch Bayern, die Hauptgegner des unfähigen roten Berlin, denken daran, sich um die diktatorischen Erlasse der Reichsregierung zu kümmern. Es wird im Laufe zweier Wochen soweit kommen, daß das Reich gegen Sachsen die militärische Exekution beschließt. Und es geschieht schon in den allerersten Tagen des Ausnahmezustandes, daß Bayern sich nunmehr offen gegen das Reich auflehnt und den Vollzug von Reichsgesetzen verweigert. In ganz kurzer Zeit wird der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich akut.

Am 28. September verbietet der Reichswehrminister den „Völkischen Beobachter" für das ganze Reich. Das bayerische Generalstaatskommissariat aber verweigert für Bayern die Durchführung dieses Verbots: erstens darf eine sich national gebärdende Regierungsinstanz den stärksten Faktor der nationalen Front nicht übermäßig provozieren; zweitens aber bietet sich hier wieder eine unvergleichliche Gelegenheit, zugunsten der Souveränität des bayerischen Kleinstaats die Abhängigkeit vom Reich zu lockern. Einige Tage danach stößt Kahr noch weiter vor, indem er das berüchtigte Republickschutzgesetz für Bayern aufhebt – auch dies eine Maßnahme, die die nationale Opposition hell begrüßen muß, die aber auch vieldeutig ist, weil sie mit ihrem Angriff auf das rote System bei dunklen Plänen leicht die Ein-

leitung zu einem Angriff auf die Geschlossenheit des Reichs selber bedeuten kann.

Am 20. Oktober kommt es dann, als handle es sich hier um eine Auseinandersetzung zwischen völlig fremden, ja feindlichen Staaten, zum regelrechten Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Bayern spielt sich auf, als sei es ein souveräner Staat, die bayerische Regierung rüstet sich mit allen Mitteln dazu, Bindung um Bindung an das Reich zu zerschneiden. Und wieder dient ihr das Verbot des „Völkischen Beobachter" als willkommenes Mittel, die Kluft zu vergrößern. Denn nachdem Kahr die Durchführung der Verbotsanweisung abgelehnt hat, setzt Reichswehrminister Geßler die Reichswehr ein, um seinen Willen gewaltmäßig durchzusetzen: mit Waffenmacht sei das Erscheinen des Blattes zu verhindern. Der Befehl ist eindeutig, die bayerische Reichswehr muß gehorchen — —

Aber da geschieht das Unglaubliche, daß der Kommandeur der bayerischen Reichswehrdivision, General von Lossow, die Durchführung des strengen Befehls einfach ablehnt. Aus dem an sich recht nichtigen „Fall Völkischer Beobachter" ist ein „Fall Lossow" geworden. Aus einem an sich geringfügigen politischen Streit erwächst mit einemmal eine schwere Meuterei.

Nach alten soldatischen Gesetzen ist ein meuternder Soldat, gleichgültig ob General oder Grenadier, für immer erledigt. Da aber geschieht die zweite unglaubliche Tatsache, die den Disziplinarfall sofort wieder in ein Geschehnis von höchster politischer Bedeutung zurückverwandelt: Kahr deckt den meuternden General, und als die Reichsregierung mit der bewaffneten Exekution gegen Bayern droht, entbindet die bayerische Staatsregierung den bayerischen Teil der Reichswehr seines feierlichen Eides auf die Weimarer Verfassung und verpflichtet ihn auf die bayerische Verfassung.

Ist das Hochverrat gegen die Reichseinheit? Steht dahinter, drohend und grau, der Schatten der endgültigen Losreißung Bayerns von Deutschland? Die bayerische Regierung gibt sich ganz unschuldig: das alles sei geschehen lediglich „im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Bayern" — freilich auch „zur Wahrung der bayerischen Belange", unter denen man sich die harmlosesten und die gefährlichsten Dinge vorstellen kann.

Die Reichsregierung aber erkennt ganz richtig: „Mit dem von dem Generalstaatskommissar von Kahr in die Öffentlichkeit geworfenen Gedanken des Kampfs gegen den Marxismus hat die in Rede stehende Frage gar nichts zu tun." Den Gänglern der bayerischen Regierungspolitik ist das Wort vom Kampf gegen den Marxismus, vom Kampf gegen das rote Berlin nichts anderes als ein Mittel zur Bemäntelung ihrer partikularistischen und separatistischen Pläne.

In verzweifelter Sorge aber sieht Adolf Hitler, auf welche Abgründe die Dinge zurasen werden, wenn nicht ein übermächtiger, herrischer Wille sie auf eine Straße zwingt, an deren Ende das erneuerte große, gemeinsame Reich und nicht ein wüster Scherbenhaufen kleiner Staaten steht. Alles was bisher geschehen, kann noch gewendet werden, noch gähnt der Abgrund nicht unmittelbar vor den Schritten. Aber es ist die letzte Stunde. Die Schicksalsfrage hängt über dem Volk, ob es die Kraft aufbringen wird, sich zu seinen größten Möglichkeiten zu entscheiden. Sorgend steht der Führer vor seiner Gefolgschaft, hämmert, befeuert, mahnt. Noch einmal leuchtet er dieser Zeit, ihren Männern und ihren Plänen ins Gesicht:

„Das Ergebnis der Kahrschen Diktatur ist bitter: als Meuterer stehen wir da, die wir Deutschland helfen wollen. Ich habe mich vor fünf Wochen diesem System nicht angeschlossen, weil ich . . . nicht zum Lügner werden wollte . . . Wenn nicht in letzter Minute der große Wurf geschieht, wird weder Bayern noch Deutschland frei . . . Es gibt kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts. Daß die Stunde gekommen ist, fühlen wir alle, und deshalb werden wir uns ihrem Gebote nicht entziehen . . ." Und während sich in die Massen sein Wille hineinglüht, das verzehrende Wissen, daß vor jedem nun fordernd die große Entscheidung trete, reißt er selber in lohendem Glauben die Nebelwände auseinander, die vor der Zukunft hängen: „Für mich ist die deutsche Frage erst dann gelöst, wenn die schwarzweißrote Hakenkreuzflagge vom Berliner Schlosse weht." Eine Woche vor dem 9. November 1923 schwingt dieses Wort nach Deutschland hinein.

Das deutsche Buch

Karl Tögel:

Das wirkliche Frankreich

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1934. 94 S., Lw. 2,80 RM.

Die Stellung des neuen Deutschlands zu Frankreich, die der Führer in seiner Mairede 1933 verkündete und die sich weiterhin in der Rede von Rudolf Heß an die französische Frontgeneration sowie in der Aussetzung des „Batschari-Preises" für den besten deutsch-französischen Verständigungsroman offenbart, wird durch die aufschlußreiche Schrift von Karl Tögel „Das wirkliche Frankreich" anschaulich und allgemeinverständlich verdeutlicht. Nicht mit langatmiger, abstrakter Dialektik wird in dieser Schrift analysiert, sondern mit Hilfe einer ungemein lebendigen Darstellung konkreter Lebenssituationen ersteht aus einem Vielerlei geschickt zusammengetragener Charakterzüge vor uns das ureigenste Wesen der französischen Nation von heute. Mit mancherlei Vorurteilen räumt der Verfasser gleich zu Beginn auf, vor allem mit der fehlerhaften Annahme, man könne der Beurteilung eines Kulturvolkes wie des französischen die ethischen und qualitativen Maßstäbe des eigenen Landes zugrunde legen und daraufhin die gesamte grande Nation als minderwertig verdammen. Lehrreich und überzeugend schildert Tögel in häufiger Gegenüberstellung zu der Denkweise und Lebenshaltung des deutschen Volkes das Verhältnis des französischen Menschen zu seiner Familie und seinem Beruf, seiner Hauptstadt und zum Leben auf dem Lande, zum Genuß und zur Pflicht und endlich zu seinem Vaterlande, das er als „poilu" nicht weniger tapfer zu verteidigen wußte wie der deutsche Frontsoldat seine Heimat.

Rudolf G. Binding:

„Wir fordern Reims zur Übergabe auf"

Rütten- und Loening-Verlag, Frankfurt a. M., 1935. Lw. 2,40 RM.

Eine Anekdote aus dem Weltkriege nennt der bekannte Verfasser diese ansprechende und lebenswarme Erzählung, welche die wechselvollen Erlebnisse eines Generalstabsoffiziers und seiner Begleiter beim Vormarsch 1914 in Frankreich behandelt. Er hat das Mißgeschick, ohne schriftlichen Ausweis als Parlamentär nach Reims entsandt zu werden und kommt dadurch in den Verdacht der Spionage, der ihn und die anderen hart am Tode durch Erschießen vorbeiführt. Nur dem zufälligen Umstande, daß einer der Begleiter als preußischer Kammersänger früher einmal Mitglied der Französischen Akademie geworden war, verdanken sie ihr Leben. Das Ganze ist anregend und spannend geschrieben und hat den besonderen Reiz, daß es wirklich passiert ist. Für Neugierige sind auf der letzten Seite die Namen der beiden Hauptbeteiligten vermerkt.

Fragekasten

A. W., Bad Muskau.

Aufnahmegesuche sind grundsätzlich an den Leiter der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt zu richten, in welche der Schüler aufgenommen zu werden wünscht. Der Anstaltsleiter gibt Auskunft über alle mit der Aufnahme zusammenhängenden Fragen. Er entscheidet auch über die Aufnahme allein.

Zurzeit bestehen in Preußen folgende Nationalpolitische Erziehungsanstalten:

1. Berlin-Spandau, Hohenzollernring;
2. Plön (Holstein), Schloß;
3. Potsdam-Neuzelle in Potsdam, Saarmunder Str. 23;
4. Naumburg (Saale), Kösener Str. 50;
5. Köslin (Pommern), Danziger Str. 86;
6. Wahlstatt (Schlesien);
7. Ilfeld (Harz), Neanderplatz;
8. Oranienstein b. Diez a. d. Lahn;
9. Stuhm (Westpreußen);
10. Potsdamsches Großes Waisenhaus in Potsdam, Lindenstr. 34.

P. R., Brechelshof.

Die ungarische Kriegserinnerungs-Medaille darf zum Dienstanzug der PO. getragen werden, jedoch neben dieser Medaille keine Abzeichen gleicher Art.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

Germanische Kultur der Bronzezeit

G. Kossinna:

Altgermanische Kulturhöhe 4. Aufl. 1935

Verlag Curt Kabitzsch-Leipzig, 4. Aufl. 1935. Preis 1,80 RM.

Wolfg. Schultz:

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Verlag Lehmann-München, 1933. Preis 7,50 RM.

Jörg Lechler:

Vor 3000 Jahren, „Volk und Wissen" Heft 5

Verlag Brehm, Charlottenburg, 1934. Preis 0,90 RM.

A. Kiekebusch:

Das Königsgrab von Seddin

Verlag Kabitzsch-Leipzig, 1928. Preis 1,50 RM.

Bayern und Reich

Adolf Hitler:

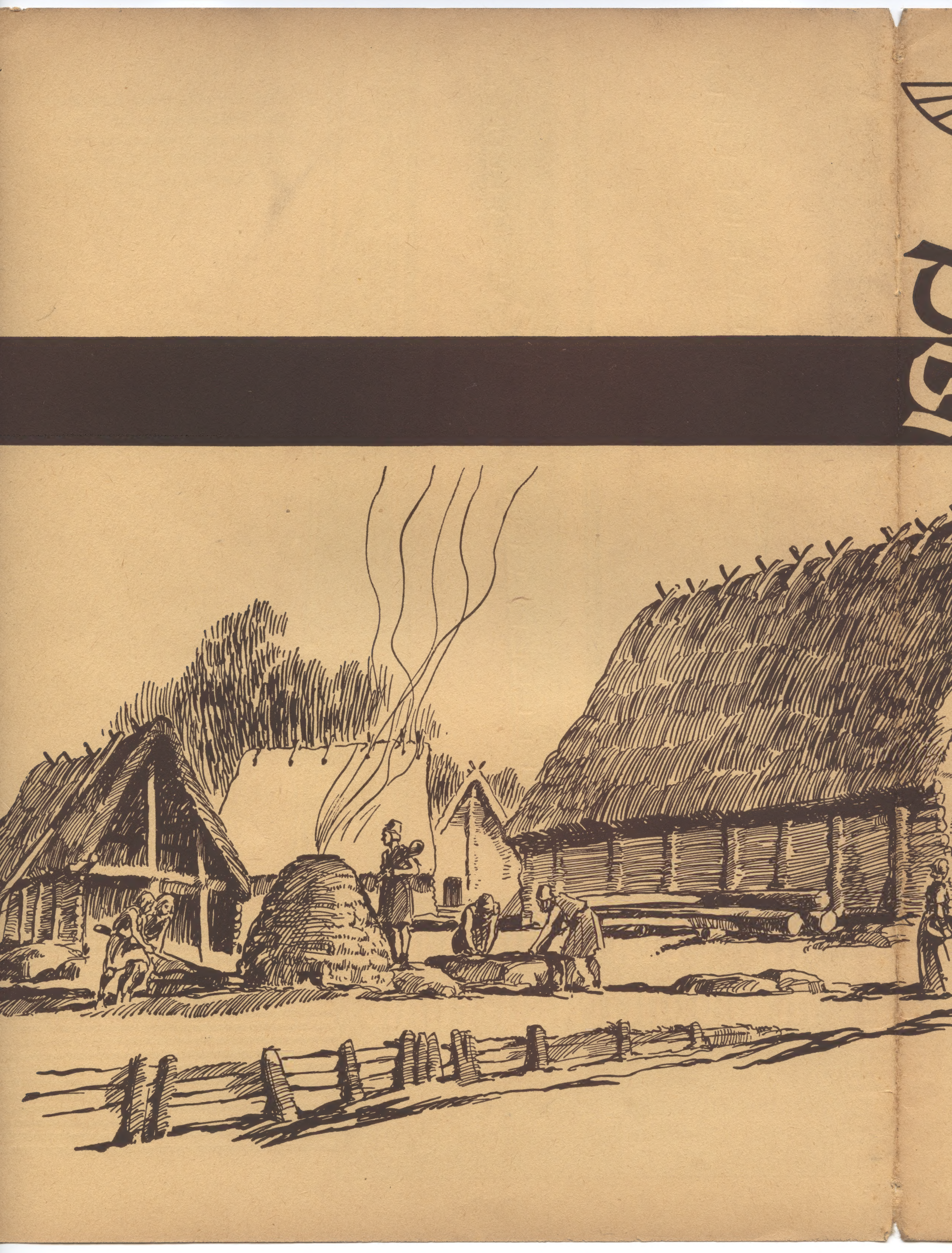
Mein Kampf

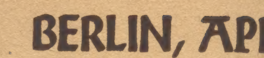
Eher-Verlag, München, 1935. Preis 7,20 RM.

Auflage der Aprilfolge: 1 050 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag. Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.


Über der ungeheuren Symphonie der Menschenmengen, der Marschkolonnen, der Tagungen, der Ehrungen, der Märsche und Kongresse — die Kamera Leni Riefenstahls
Hinter den Kulissen des Reichsparteitag-Films
Ein Bildwerk von geschichtlicher Monumentalitat. Über 100 Seiten Meisterphotos und Notizen vom Reichsparteitag Nürnberg 1934, zusammengestellt zu einem Buch von bleibendem Wert.
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München
In allen Buchhandlungen
Preis: RM. 4,50





DER SCHULUN

REICHSSCHULUN

UND DER DEUTSCH



Im Hintergrund germanische Felszeichnungen aus Schweden

Kein modernes Kunstgewerbe, sondern germanische Holzschalen und Ledergürtel aus der Bronzezeit

Hängeschale und Gürtelzierscheibe der bronzezeitlichen Germanen

Der Sonnenwagen von Trundholm. Ein germanisc

BERLIN, APRIL 1935 · II. JAHRGANG 4. FOLGE
PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT